

Morus Markard

Wie reinterpretiert man Konzepte und Theorien?

I. *Einleitung: Annäherung an »Anwendungsprobleme« von Studierenden bei der Reinterpretation von Konzepten und Theorien*

Im »Ausbildungsprojekt Subjektwissenschaftliche Berufspraxis« (ASB) am Psychologischen Institut der FU, in dem ich gegenwärtig zusammen mit Renke Fahl und Gisela Ulmann als Lehrender arbeite, artikulierten Studierende sporadisch ihr Mißbehagen darüber, daß sie nicht wüßten, wie sie mit 'anderen' – also nicht kritisch-psychologischen – Theorien umgehen sollten, denen sie, bspw. bei der Abfassung ihrer Diplomarbeiten, begegneten – etwa mit schriftlich niedergelegten oder auch nur mündlich vorgetragenen Vorstellungen zu einem »Anti-Aggressionstraining« bei Kindern, zur Rolle der »Emotion« in der Supervision, zum Zusammenhang von frühkindlicher Erfahrung und späterer Lebensbewältigung, zu rollentheoretischen Konzepten zur Durchsetzung von »Bürgernähe« in der Ausbildung junger Polizeiaspiranten, zur »akzeptierenden« Arbeit mit rechten, 'gewaltbereiten' Jugendlichen, zur akzeptierenden bzw. niedrigschwelligen Arbeit mit Drogenabhängigen, zum Umgang mit schulschwänzenden Heimkindern, zum Nutzen von Attributionskonzepten für die Analyse subjektiver Kliententheorien usw. usf. Die 'akademische' und 'praktische' Frage, wie mit derartigen 'anderen' Theorien umzugehen sei, formulieren die Studierenden auch so: Wie kann man sich darüber vom Standpunkt der Kritischen Psychologie, vom Standpunkt subjektwissenschaftlicher Psychologie ein Urteil bilden? Wie kann man sich im Wust unterschiedlicher, unterschiedlich weiter und unterschiedlich elaborierter Vorstellungen 'zurechtfinden', was kann man von ihnen oder aus ihnen lernen, wo verdunkeln sie Zusammenhänge, wo behindern sie das inhaltliche Weiterfragen am sachlichen Problem, was haben sie mit den Interessen von Klienten, was mit denen von Psychologen zu tun?

Die Rede von 'anderen' Theorien kann übrigens dann trügerisch sein, wenn sie suggeriert, daß man selber schon über eine Theorie verfügt, der gegenüber die in Frage stehende Theorie die 'andere' ist. Es ist aber nicht selten der Fall, daß man vor theoretischen und/oder praktischen Problemen, vor Fragestellungen steht, zu denen es von der Kritischen Psychologie aus noch überhaupt keine speziellen Ausführungen, wohl aber theoretische Aussagen seitens anderer Ansätze gibt. Wie ist dann die Ebene zu gewinnen, auf der diese in ihrem Erkenntnisgehalt beurteilbar sind?

Außerdem ist es möglich, daß man vor inhaltlichen Problemen – etwa im Rahmen einer sozialarbeiterischen oder psychologischen Betreuung – steht, für deren Lösung bis dahin niemand einen theoretischen Zugang anzubieten hat, so daß man nach möglichen Ansätzen erst einmal Ausschau halten und diese dann auf ihre Tragfähigkeit hin beurteilen muß.

Es sind dies alles Fragen, die das kritisch-psychologische Konzept der »Reinterpretation« berühren, und daß die Studierenden sich mit den Antworten darauf so schwertun, bedeutet keineswegs, daß sie sich mit diesem Konzept überhaupt nicht auseinandergesetzt hätten. Im Gegenteil: Die, die sich mit diesen Fragen herumschlagen, tun das ja deshalb, weil sie dieses Konzept, das sie zumindest in Umrissen kennen, realisieren wollen. Sie wissen zumindest ganz allgemein: Reinterpretation ist die Analyse des Verhältnisses von Erkenntnisgehalt und -grenzen vorfindlicher Konzepte unter Einbezug deren gesellschaftlicher Funktionalität; den Prototyp bildet Ute Osterkamps Reinterpretation des Emotions-/Motivationskonzepts und der Freudschen Psychoanalyse (1975, 1976), das aktuell imponierendste Beispiel ist Klaus Holzkamps Reinterpretation wichtiger Lerntheorien (1993).

Aber: geht es nicht auch ein paar Nummern kleiner? Ja, durchaus, das läßt sich an geschriebenen Diplomarbeiten zeigen, die von denen, die Diplomarbeiten erst noch zu schreiben haben, auch gelesen werden. Aber: Es will irgendwie schlecht gelingen, das dort konkret Geleistete auf die eigene Fragestellung zu übertragen, sozusagen einzelne Fälle von Reinterpretation zu verallgemeinern.

Ein wichtiges Hindernis dabei besteht m.E. darin, daß *durchgeführte* Reinterpretationen in der Regel einigermaßen in sich schlüssig sind. Im nachhinein, im Sog der Retrospektion, wirkt alles klar, die Mühen des Anfangs, die Unklarheiten des Weges, die Unschlüssigkeiten darüber, wo man – zwischen Systematik und Pragmatik (man muß ja auch mal fertig werden) – die Recherche abbrechen muß oder kann, verschwinden in der abgerundeten Darstellung. Das Resultat kann so wirken, als habe nur das, was da steht, herauskommen können. In Wirklichkeit aber enthält der Gang einer Reinterpretation immer wieder unterschiedliche Möglichkeiten, wie man weitermacht, wo man weiterfragt, welche Literatur man heranzieht. Es ist nicht festgelegt, an welche Literatur man gerät, welche neue Fragen diese aufwirft. Vielfältig sind Alternativen, bezüglich derer die Entscheidung nicht bis ins letzte eindeutig ist. Im übrigen: Wäre das Resultat eines Reinterpretationsversuches nicht in gewisser Weise offen, wäre die Reinterpretation so langweilig wie überflüssig.

Mir wurde dieser Aspekt der Lehrens und Lernens von Reinterpretation deutlich, als ich selber versuchte, den bohrenden Nachfragen der Studierenden mit Beispielen beizukommen – aus eigenen Arbeiten zum Einstellungskonzept oder zu Methodenkonzepten oder aus von mir betreuten Diplomarbeiten. Auch ich tat mich schwer mit – hier: *dem konkretisierenden Lehren* von – Reinterpretation, damit, etwa die allgemein fundierenden Ausführungen dazu im 9. Kapitel

von Holzkamps »Grundlegung der Psychologie« auf die vorgetragenen Probleme der Studierenden zu konkretisieren. Ich fand diese Situation »irgendwie« unklarer als die, in der Betreuung von Diplomarbeiten oder Dissertationen mit dort auftretenden konkreten Reinterpretationsproblemen umzugehen. In einschlägigen Projektdiskussionen gewann ich den Eindruck, daß die Nützlichkeit meiner *spontanen* Beiträge zur Reinterpretation wuchs, wenn es gelang, die Pseudo-Hermetik von Reinterpretationsresultaten aufzubrechen, das heißt, wenn ich nicht allein *Resultate* zum besten gab, sondern schilderte, wie und wo wir (also Betreuer und / oder Betreute) nicht weiterwußten, welche Alternativen der Weiterarbeit wir ausschlugen und warum wir unter den gegebenen Voraussetzungen diesen oder jenen Weg einschlugen, der dann zu einem vernünftigen, wenn auch nicht einzig möglichen Resultat führte. Den Studierenden reichte das, sagen wir: Aufbrechen der Pseudo-Hermetik von Beispielen jedoch nicht, und sie waren auch nicht dafür zu erwärmen, das Thema »Reinterpretation« nunmehr systematischer und vorbereitet, aber an einem exemplarischen Thema (Vorschlag war: 'Bedeutung kindlicher Subjektivität in Erziehungskonzeptionen') zu diskutieren.

Angesichts der meinerseits bekundeten Unfähigkeit, die Sache anders als beispielhaft (bzw. bloß definitorisch) anzugehen schien sich das Thema im Sande zu verlaufen – ein Umstand, der mich allerdings wurmte: Irgendwie schien mir der Anspruch der Studierenden gerechtfertigt; es müßte letzten Endes doch möglich sein, auf der Grundlage theoretischer Kenntnisse und praktischer Erfahrung aus eigener wissenschaftlicher Arbeit und aus der als Betreuer von Diplomarbeiten und Dissertationen Aspekte der Reinterpretation von Konzepten (Begriffen) und Theorien (Zusammenhangsaussagen, standardgemäß in der Wenn-dann-Form) zu formulieren, mit denen, wenn auch an Beispielen gewonnen, die *Vermittlung des allgemeinen* theoretischen Wissens über Reinterpretation mit unterschiedlichen *Anwendungsfällen* von Reinterpretation herauszuarbeiten wäre. Diese Vermittlung müßte dann die die Studierenden interessierende Ebene sein, die Ebene eines Theorie und Erfahrung vermittelnden Anwendungswissens. Man könnte auch sagen: eines wissenschaftlichen Praxiswissens, da es um den Versuch geht, wissenschaftliche (Betreuungs-) *Praxis* verallgemeinernd auf den Begriff zu bringen.

Dazu will ich einen ersten Schritt tun, indem ich versuchen werde, das Konzept »Reinterpretation« unter Berücksichtigung des Gesichtspunktes dabei erfahrungsgemäß auftretender Anwendungsprobleme darzustellen. Damit bleibt die Darstellung zwar durchaus eher theoretisch, sie müßte sich aber als theoretische Darstellung an den Anwendungsproblemen der Studierenden orientieren lassen. Jedenfalls brachte mich die, wie ich fand: Penetranz der Studierenden des Ausbildungsprojektes dazu, mir unter diesem Gesichtspunkt nun doch Notizen zur Vorbereitung einer Sitzung zum Reinterpretationsproblem zu machen. Der allgemein als positiv eingeschätzte Verlauf dieser Sitzung gab den Anstoß

dazu, daß ich meine Notizen unter Einbeziehung der Diskussion zu diesem »Werkstattpapier« ausarbeitete. Der *Notizen*charakter wird dabei aber insofern nicht ganz überwunden, als die folgende Sammlung von Aspekten nicht den Anspruch systematischer Stringenz erheben kann. Ich will aber u.a. versuchen, mich den Problemen der Reinterpretation so zu nähern, daß *nicht zunächst die möglicherweise erschlagend wirkende Rahmenkonzeption* dargestellt wird, sondern diese sich eher als Hintergrund auch von Arbeiten begrenzter Reichweite, wie sie den institutionellen Bedingungen etwa von Diplomarbeiten entsprechen, in denen das Reinterpretationskonzept zur Anwendung gelangt, entfalten. (Für manche Leser ist es mir aber möglicherweise nicht durchgängig gelungen, jeweils nur auf der Grundlage schon eingeführter Voraussetzungen zu argumentieren: Die Gewinnung kategorialer Voraussetzungen und deren Funktion für die Reinterpretation sind im letzten Abschnitt behandelt [und dort ggf. vorab lesbar]).

II. *Relevanz der Konkretisierung der Zielstellungen einer Reinterpretation bzw. der Gründe, die man dafür hat*

Allgemein gesagt, repräsentiert das Konzept der Reinterpretation die operationale Fassung des kritisch-psychologischen Forschungsprinzips der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung (von Konzepten und Theorien) der *Psychologie*.

Dieses Forschungsprinzip wurde im Zuge der Entwicklung der Psychologiekritik zu einer Kritischen Psychologie u.a. in Absetzung von jener psychologiekritischen Variante in der Studentenbewegung formuliert, der die Psychologie in Gänze grundsätzlich und unaufhebbar als Herrschaftsinstrument erschien, für die es also daran nichts zu verbessern gab, die statt dessen nur zu »zerschlagen« war. Demgegenüber begriff sich die Kritische Psychologie als in der Entwicklung des Faches stehend. Sie erhob den im historisch-empirischen Verfahren (s.u.) begründeten Anspruch, in der Kritik und Weiterentwicklung psychologischer Ansätze jene menschlichen Möglichkeiten psychologisch konkret auf den Begriff zu bringen, die in der vorfindlichen Psychologie begrifflich nicht gefaßt und in der bürgerlichen Gesellschaft real unterdrückt werden.

In eben diesem Sinne besagt das Konzept der Reinterpretation, daß die Kritische Psychologie die für sie vorfindliche Psychologie nicht quasi von außen negiert, sondern sich für ihre Problembestände interessiert, sie ernst nimmt, sich ihrer annimmt, im Wissen auch darum, daß diese Problembestände – wie kompliziert im einzelnen auch immer – damit vermittelt sind, inwieweit menschliche Lebensmöglichkeiten begrifflich und praktisch beeinträchtigt sind oder nicht. So verweist etwa »Motivation« als vorfindliches Konzept auf gesellschaftliche wie psychologische Problembestände, im allgemeinsten Sinne darauf, daß Menschen nicht tun, was sie sollen bzw., daß sie dahin gebracht werden sollen, zu wollen, was sie sollen, ohne daß sie das aber eigentlich wollen können.

Der Umstand, daß Theorien und Konzeptionen auf praktisch-gesellschaftliche und -individuelle sowie auf wissenschaftlich-psychologische Problembestände verweisen und daß Reinterpretation einschließt, sich des jeweiligen Problembestandes anzunehmen, hat nicht nur die gelegentlich übersehene Konsequenz, daß man sich das, womit man sich auseinandersetzt, sehr genau und in großer Detailtreue ansehen muß, damit man nicht Gefahr läuft, *mit großer Geste über möglicherweise differenzierte Sachverhalte zu befinden* und dabei getreu der von Althusser verspotteten »Wiederfindungsmethode« – langweiligerweise (s.o.) – bei dem landet, was man schon wußte: die betreffende Theorie ist aber wahrhaftig keine kritisch-psychologische! Bedeutsamer ist sicher die Konsequenz, daß, wer Konzepte oder Theorien zu reinterpretieren sich aufmacht, sich in gewissem Ausmaße darüber klar zu werden versuchen muß, was eigentlich *sein* Problem ist, *warum er sich eigentlich mit dem betreffenden Konzept bzw. der betreffenden Theorie auseinandersetzt, worauf er selber hinauswill, zur Lösung welchen Problems er eigentlich beitragen will.*

Die Begründung für eine Reinterpretation, sich eines psychologischen Problembestandes anzunehmen, fällt konkret allerdings sehr verschieden aus.

In manchen Diplomarbeiten, wie sie in Abschnitt III. angeführt werden, geht es um konkrete praktische – etwa in einem Praktikum erfahrene – Probleme, die durch dort in Anschlag gebrachte Begriffe eher verdunkelt als erhellt werden. Die Mühe besteht dann darin, die Probleme anders als (dort) üblich auf den Begriff zu bringen (vgl. Ulmann 1989, 1990): Was sagt es mir, wenn etwas bloß als Beziehungsproblem benannt oder ein Mensch als bindingslos bezeichnet wird? Man hat dann zwar möglicherweise etwas in wissenschaftlichen Termini ausgedrückt, ist aber analytisch nicht weiter als vorher. Oder: In diesem Fall würde mir ein bestimmtes Konzept (Begabung, s.u.) so gut passen – die Frage ist nur, was alles an mir eigentlich problematisch erscheinenden Voraussetzungen ich dabei ggf. implizit mit übernehme. In derartigen Arbeiten ist der Theoriebezug unmittelbar ersichtlich eng mit Praxis vermittelt.

In anderen Arbeiten, die sich mehr oder weniger direkt mit psychologischen Konzepten befassen, ist der praktische Problembezug weniger eng, wenn auch nicht aufgehoben. Denn erstens sind, wie gesagt, psychologische Konzepte (bspw. »Einstellung«, s.u.) auf die gesellschaftlich-praktischen Problemkonstellationen hin zu verfolgen, in deren Kontext sie entstanden. Zweitens sind theoretische *und* praktische Probleme mit dem betreffenden Konzept Auslöser der Beschäftigung mit ihnen. Drittens soll ihre Analyse zur Lösung dieser Probleme beitragen.

Die Frage nach dem »Warum« einer Reinterpretation ist also nicht normativ gemeint. Übergreifend ist sie die Frage danach, was man als Kritischer Psychologe mit anderen Theorien »anfangen« kann. *Das bedeutet auch, daß die Kritische Psychologie kein abgeschlossenes System, sondern ein in permanenter Entwicklung befindlicher Arbeitsansatz ist.*

Die konkrete Begründung einer (Reinterpretations-)Fragestellung scheint mir auch forschungspraktisch ein wichtiger Punkt zu sein. Man sollte – als potentieller Anwender – Reinterpretation nicht als trockene Abhandlung anderer Positionen auffassen. Sie muß sich vielmehr, wenn sie engagiert und lustvoll (ja, richtig gelesen: lustvoll) betrieben werden soll, aus einem Interesse an der Lösung praktischer und/oder theoretischer Probleme ergeben. Die Frage, warum man überhaupt meint, etwas reinterpretieren zu müssen, sollte man nicht vernachlässigen. Denn wenn man selber kein Interesse am Stoff hat, wenn man keine Liebe zu seinem Gegenstand entwickeln kann, ist eine Reinterpretation im wahrsten Sinne des Wortes »unmotiviert«. (Im übrigen: warum sollte ich mich als Betreuer für ein Problem eines Diplomanden interessieren, dem dieser selber kein Interesse abgewinnen kann?) Der Sinn einer Reinterpretation ergibt sich aus der Fragestellung des Reinterpretierenden – wenn diese fehlt, ist auch eine Reinterpretation fehl am Platze.

Mir ist natürlich klar, daß die institutionell erzwungene – und manchen Orts in Form und Durchführung ritualisierte – Abfassung von Diplomarbeiten nicht per se auch Ausdruck ungezügelter Erkenntnisfreude und ungebändigten Wissendrangs ist, und daß es oft zu den schwierigsten Problemen gehört, überhaupt ein bearbeitbares Thema zu finden, wenn man keines vorgesetzt kriegt (oder kriegen will). Dies ändert aber nichts am gerade Gesagten: Im Gegenteil kann es nach meiner Erfahrung hilfreich sein bei der Auswahl des Themas – auch gegenüber normativen Überdeterminationen eines Themas: Man sucht ein Thema, das gesellschaftlich relevant, psychologisch neu, praktisch bedeutsam, wissenschaftlich Respekt erheischend, für die Berufsaussichten günstig, in angemessener Zeit bearbeitbar etc. ist (vgl. zur Genese von Fragestellungen auch Markard, 1991, 223).

Nicht zu leugnen ist natürlich, daß eine endgültige Formulierung einer Fragestellung bzw. deren Bezug zu anderen theoretischen Konzeptionen zu *Beginn* einer Arbeit noch nicht möglich ist, weil sich Fragestellungen im Verlauf ihrer Bearbeitung differenzieren und verändern. Wenn man es aber versäumt, sich im Zuge seiner Arbeit darüber klar zu werden, was man mit einer Reinterpretation will, wozu man sie braucht, wenn man also dieser Fragerichtung keine Bedeutung beimißt, gerät man sehr schnell in die Bredouille. Außerdem: Die Frage, wie weit man ein Problem verfolgen muß und kann, ist gerade auch unter dem Druck institutioneller Zwänge von Belang: So kann auf der einen Seite eine Diplomarbeit nicht endlos ausgedehnt werden, auf der anderen Seite muß die Reichweite der Reinterpretation eines Konzeptes noch vernünftige Aussagen zulassen, eine nachvollziehbare Sinneinheit konstituieren.

Möglichkeit und Sinn einer in diesem Sinne begrenzten Reinterpretation und deren spezifizierter Bezug auf die gegebene Fragestellung lassen sich m.E. an der Analyse des Konzepts der Rehabilitation veranschaulichen, die in einer Diplomarbeit erforderlich wurde (Willen 1994). Gegenstand dieser Arbeit sind psychologische Probleme in der Betreuung von Multiple-Sklerose-Erkrankten, die im Rahmen eines Modellprojektes in einer betreuten WG leben. Im Mittelpunkt der Analyse stehen die Spannungen zwischen Sozialarbeiterinnen und

Betreuten, die, wie sich zeigte, damit zusammenhängen, daß sich die Betreuten von den Sozialarbeiterinnen, die die Urheberinnen und Motoren des von den Betreuten im Grunde hoch geschätzten Modellversuches waren, bevormundet, »pädagogisch« behandelt fühlten. Dies betraf etwa den an einem Einzelfall analysierten Druck, der auf einen Bewohner ausgeübt wurde, an einer für ihn anstrengenden bis quälenden Gymnastik teilzunehmen, deren positiver Effekt nach gegenwärtigem Stand des Wissens außerordentlich unsicher ist. Was hat nun das Rehabilitationskonzept, das ja in den vielfältigsten Varianten existiert, damit zu tun? Liest man die Konzeption der WG und die dahinterstehende rechtliche und finanzielle Konstruktion genau, stellt man fest, daß die Alternative zur WG die von den Betreuten, die keinen einschlägigen Familienzusammenhang haben (den ich hier keineswegs schönreden will), gefürchtete Pflege-(End-)Station ist. Diese liegt sozusagen jenseits des Rehabilitationsgedankens. M.a.W.: Eintrittsbillett für die WG ist die Rehabilitierbarkeit der Betroffenen, die bspw. durch die Teilnahme an der Rehabilitation dienenden Maßnahmen und Tätigkeiten (wie Gymnastik) zu beweisen ist, auch wenn das hohe Maß an Unsicherheit des Effektes solcher Maßnahmen für den Betroffenen in keinem Verhältnis zu den dafür erforderlichen psychischen und physischen Aufwendungen steht. Am auf den ersten Blick unzweifelhaft positiven Rehabilitationskonzept, das ja auch zu den Grundlagen des Modellprojekts gehörte, wurde in diesem Kontext nun interessant, daß es vor dem skizzierten rechtlich-finanziellen Hintergrund einen, wie die Autorin schreibt, »Widerspruch zwischen humanem Impetus und institutioneller Selektion« enthält, der, solange er unanalysiert blieb, das Klima in der WG zerrüttete.

Erst nachdem sich die Beteiligten die negativen Implikationen des Rehabilitationsbegriffs bewußt gemacht hatten, wurde es möglich, zentrale Beziehungsprobleme zwischen Betreuerinnen und Bewohnerinnen und Bewohnern der WG konstruktiv anzusprechen, und zwar als Probleme, die mit der unbewußten Reproduktion der Widersprüchlichkeit des Rehabilitationskonzepts vermittelt waren. So waren z.B. vorher *unterschiedliche* Widerstände eines Bewohners, der nicht an der Gymnastik teilnehmen *und* sich nicht regelmäßig waschen lassen wollte, von den Betreuerinnen über einen Leisten geschlagen worden: Herr X, der Problemfall. Die betreffenden Vorwürfe der Betreuerinnen »du stinkst« und »du machst bei der Gymnastik nicht mit« lassen sich aber, so Willen (a.a.O.), folgendermaßen unterscheiden: »Stinken« ist keine Eigenschaft, sondern (hier) ein *interpersonelles* Phänomen, das irgendwie zwischen vorurteilshafter Zuschreibung und subjektiver Unerträglichkeit seitens derer, die das »Stinken« bemerken (und den »Stinkenden« unter den Armen anfassen und anheben müssen), angesiedelt ist. Die Retourkutsche, dem Vorwurf »du stinkst« bloß ein 'trotziges' »ich stinke nicht« entgegenzuhalten, fällt aus einem möglichen Diskurs heraus, ist aber verständlich, wenn die Aussage »du stinkst« im Gesamtklima pädagogischer Bevormundung in denselben pädagogisierend-normativen Kontext gebracht wird wie die Anforderung »Du mußt turnen«. Dieser Kontext verhinderte, die unterschiedlichen Ansprüche der Betreuerinnen auf ihre mögliche Berechtigung hin zu durchdenken. Eine *differenzierende* Diskussion der Interessen der an der WG Beteiligten wurde erst möglich, als mit der Klärung der Widersprüchlichkeit des Rehabilitationskonzeptes auch die Pädagogisierung des Verhältnisses zwischen den Beteiligten und damit blinder Widerstand gegen Ansprüche der Betreuerinnen überwunden

wurde. – Die genannte Klimaverbesserung in der WG drückte sich allgemein auch darin aus, daß Betreuerinnen und Betreute eine zweiwöchige gemeinsame Reise unternahmen.

Die Klärung der Widersprüchlichkeit des Rehabilitationskonzeptes kann diese Widersprüchlichkeit natürlich nicht aus der Welt schaffen, aber sie kann Spielräume schaffen, die hier genutzt wurden.

III. »Reichweite« von Reinterpretationen und die Möglichkeit der Konkretisierung vorgängiger Reinterpretationen

In unserem Darstellungszusammenhang ist für die Anlage einer Reinterpretation an diesem Beispiel interessant, daß hier, gemäß der Problemstellung der Diplomarbeit, *nur ein ganz bestimmter und eingegrenzter und in dieser Eingrenzung auch ausgewiesener und reflektierter Aspekt des betreffenden Konzepts, der aber eine problembezogene Sinneinheit ausmacht*, zum Gegenstand der Analyse des Konzepts wurde, wobei hier der *institutionelle Verwendungskontext* eine zentrale Rolle spielt. Eine weiterreichende Analyse des Rehabilitationskonzeptes hätte, gemessen an den Möglichkeiten der Diplomarbeit und deren zentraler Fragestellung, ins Uferlose geführt. Dies konnte deshalb vermieden werden, weil die Fragerichtung nach der problemabhängigen Reichweite der Analyse des Konzeptes nicht aus dem Auge verloren wurde. Die Entzauberung des in seiner Widersprüchlichkeit reinterpretierten Rehabilitationskonzeptes erwies sich dann als wesentliches Moment der Aufklärung der emotionalen Belastungen der Beteiligten, auf die sich der aufgewiesene Widerspruch zwar auswirkte (»pädagogischer« Druck), ohne daß den Beteiligten dieser Umstand aber bewußt gewesen wäre. Insofern ist diese Arbeit, die zu einer veränderten Praxis und zu einer erheblichen Klimaverbesserung in der WG beitrug, auch ein Beispiel dafür, wie emotionale Belastungen aktualgenetisch aus institutionellen Beschränkungen verständlich werden können, eine Denkrichtung, die etwa in gesprächstherapeutisch oder psychoanalytisch orientierten Supervisionen – von Leuten, die sich selber allerdings durchaus nicht als »verbaucht« sehen – erbittert als »verkopft« bekämpft wird.

In einer anderen Diplomarbeit, in der zwei derartige Supervisionssitzungen analysiert wurden (May 1994), ging der Autor u.a. der Frage nach, inwieweit die von ihm als wenig hilfreich empfundene Strategie der Supervisorin aus der GT-Konzeption von Rogers verständlich wurde. Diese Teilfragestellung der Arbeit ergab sich folgendermaßen: Primäres Analyse-Material waren zwei vom Verfasser protokollierte Supervisionssitzungen zu einer Einzelfallhilfe, aus deren argumentativem Verlauf er herausarbeitete, daß alle konkreten Arbeitsprobleme, die seitens des Supervisanden in die Supervision eingebracht wurden, zugunsten der Thematisierung allgemeiner Fragen der emotionalen Befindlichkeit des Supervisanden bzw. der Beziehung zu den Klienten »wegdiskutiert« wurden – mit dem Effekt, daß die konkreten Arbeitsprobleme des Helfers

und die Lebensprobleme der Betroffenen so 'enteiglicht' wurden, daß sie dem in der Supervision gepflegten psychologischen Jargon kompatibel wurden. Dieser kam in Empfehlungen wie »Betroffenheit äußern«, »Gefühle zeigen«, »Empathie demonstrieren«, »Gefühle der Klienten erfragen« zum Ausdruck. – Wie waren nun diese Empfehlungen, mit denen der Supervisand konkret nichts anzufangen wußte, zu analysieren, wie waren sie zu beurteilen? Theoretisch begründet wurden sie nicht, theoretische Nachfragen wurden als »verkopfte« Rationalisierungs- und Ausweichstrategien abgekanzelt. Sollte der Autor die einzelnen Begriffe analysieren, durch die Geschichte der Psychologie verfolgen – also ein Lebenswerk begründen? Sollte er Geschichte und Konzeption von Supervisionen durchgehen – ein anderes Riesenunterfangen? Die Zahl verschiedener Alternativen war dadurch zu reduzieren, daß Empfehlungen wie die zitierten auf die Konzeption von Rogers verwiesen.

Hätten Diplomand oder Betreuer das nicht gewußt, hätten sie nie von GT und Rogers gehört oder gelesen, wäre ein Weiterfragen in diese Richtung natürlich auch nicht möglich gewesen. Das heißt, daß bestimmte Möglichkeiten der Reinterpretation natürlich auch mit dem Wissen um gegebene theoretische Bezüge zusammenhängen, nicht aus dem Nichts oder dem »Bauch« kommen, einem einfach so einfallen. Die Frage, wie man auf bestimmte Dinge kommt, geht nicht restlos, aber zu einem gewissen Teil in der Antwort auf: Weil man sie kennt.

Da einerseits die Empfehlungen das Problem ausmachten, das der Autor in der Supervision sah, diese selber aber nicht an Ort und Stelle zu diskutieren waren, war es sinnvoll, auf die Konzeption von Rogers zu rekurrieren, um den theoretischen Gehalt der Empfehlungen über die Argumentation von Rogers aufzuschlüsseln. Wichtig war für den Autor dabei, sich klarzumachen, daß es die von aktualgenetisch aufklärbaren Bezüge gereinigte und so enteiglichte Emotions- bzw. Beziehungskonzeption war, die in diesem Zusammenhang von seiner eigenen Problemstellung her interessierte – nicht die Rogers'sche Konzeption in Gänze, die er dementsprechend auch nur, soweit dies für sein Vorhaben erforderlich war, darstellen mußte. Nachdem sich zeigte, daß sich der hypothetische Bezug auf die Konzeption von Rogers bewährte, diese aber auf mehr oder weniger enge therapeutische Situationen zugeschnitten war, konnte May weiterfragen, ob Gesprächspsychotherapie und Einzelfallhilfe bzw. deren Supervision überhaupt kompatible Situationen sind, die die Übertragung von Gesprächspsychotherapie-Strategien, was immer man von ihnen halten mag, rechtfertigen. In Beantwortung dieser Frage arbeitete er eine Reihe von Unterschieden heraus (etwa institutioneller Auftrag für Einzelfallhilfe mit ggf. fremdbestimmten praktischen Konsequenzen für die Betroffenen vs. Eigeninitiative und -entscheidung der Gesprächspsychotherapie-Klienten), die ihm eine Übertragbarkeit nicht gerechtfertigt erscheinen lassen, was indes nicht ausschließt, daß diese Übertragung aus verschiedenen Gründen für die Einzelfallhelfer wie Supervisorin – zumindest *prima vista* – *funktional* sei, weil sie z.B. von konkreten diagnostischen Bemühungen zugunsten schematischer Problemsubsumtion entlaste.

Weiter problematisiert May den *Emotionsbegriff*, der der Supervision zugrundeliegt, dahingehend, daß darin, wieder enteigentlichend, Emotionen von konkreten Lebensproblemen entfremdet gedacht würden. Ebenso setzt er sich, zentriert auf seine Fragestellung, mit einem *Beziehungsbegriff* auseinander, der die an der Beziehung Beteiligten daran hindere, ihre jeweiligen problematischen Situationen als miteinander verschränkte Prämissen-Gründe-Zusammenhänge zu rekonstruieren und daraus Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen.

In *beiden* Diplomarbeiten ist der Kern der in ihnen vorgenommenen Reinterpretation der *Verwendungszusammenhang* von Konzepten, wobei im ersten Fall ein Widerspruch des Rehabilitationskonzeptes aufgezeigt wird, dessen Mystifikation die Aufklärung von Arbeitsproblemen behindert, während im zweiten Fall die Überschreitung des *Geltungsbereichs* eines Konzeptes problematisiert und auf diese Weise die Kritik eines Supervisions-Konzeptes theoretisch weiter fundiert werden kann. Beides sind – wie sich noch zeigen wird – wichtige Reinterpretationsfiguren, die hier auch in einem vergleichsweise eingeschränkten Rahmen, dem ich ja besondere Beachtung schenken will (und als Betreuer von Diplomarbeiten praktisch schenken muß), möglich wurden.

Zum anderen wird an der Diplomarbeit von May eine generelle Funktion *vorgängiger* kritisch-psychologischer Reinterpretationen für eigene Analysen deutlich: In seinen Analysen der der Strukturierung der Supervision zugrundeliegenden Vorstellungen von Emotion und Beziehung konnte der Autor sich auf die kritisch-psychologischen Grundkonzepte »emotionale Innerlichkeit« und »Instrumentalbeziehungen« als Funktionsaspekte restriktiver Handlungsfähigkeit beziehen, die ihrerseits in groß angelegten historisch-empirischen Untersuchungen nach dem Forschungsprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung gewonnen worden waren (s.u.). Außerdem konnte der Autor auf speziellere Vorarbeiten zurückgreifen: Die hier Pate stehende Anwendung der Reinterpretationsfigur der Sprach- und Funktions- bzw. Verwendungskritik auf den professionell-psychologischen Jargon in der Praxis zusammen mit der Klärung seiner wissenschaftlichen Bezüge in Konkretisierung vorgängig reinterpremierter Konzepte ist von Ulmann (1989, 1990) in der Analyse studentischer Praktikumsberichte und eigener Erfahrungen ausgearbeitet worden.

Demgegenüber besteht die eigenständige Leistung der Diplomarbeit im übergreifenden Arbeitszusammenhang der Kritischen Psychologie nun darin, daß in Durcharbeitung des empirischen Materials – der Protokolle der Supervisionssitzungen – die von ihm thematisierten *Konzepte funktionsanalytisch auf spezielle, quasi-institutionelle Verhältnisse hin spezifiziert und konkretisiert* wurden.

Die Reinterpretation von Konzepten bedeutet also keineswegs, daß man immer 'von Null an' beginnen muß. Die in der Vergegenwärtigung des übergreifenden Zusammenhangs des kritisch-psychologischen Arbeitsansatzes sich ergebende Möglichkeit der *Konkretisierung* vorgängig reinterpremierter Konzepte

zeigt vielmehr, daß Reinterpretationen von Konzepten nicht 'abschließend' sind, sondern im Gegenteil neue Möglichkeiten weiterführender reinterpreterischer Analysen eröffnen. Im übrigen zeigt dies auch, daß »Neues« auszuarbeiten, überhaupt nicht bedeutet, nicht die Arbeiten anderer fortsetzen zu können: »Neues« und Kontinuität eines Arbeitszusammenhangs sind vielmehr zwei Seiten einer Medaille.

Vielleicht ist auch deutlich geworden, daß das Konzept der Reinterpretation die zu der normativ gefärbten Frage, ob man denn »andere« Theorien verwenden darf, oben schon angeführte *alternative* Fragestellung impliziert – was man mit anderen Theorien oder Konzepten anfangen kann, bzw. aus welchen Gründen man nicht damit arbeiten kann, warum sie für die eigene Arbeit keine Anregungen bieten können.

IV. *Die Rahmenkonzeption (I): Das Forschungsprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung in der Kritischen Psychologie*

Nachdem bisher an Beispielen Möglichkeiten unterschiedlicher – und auch in der Größenordnung von Diplomarbeiten bewältigbarer – »Reichweite« von Reinterpretationen erörtert und dabei entstehende Bezüge zu vorgängigen Reinterpretationen aus dem übergreifenden Arbeitszusammenhang der Kritischen Psychologie erläutert worden sind, will ich nun auf das oben eingeführte Forschungsprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung zurückkommen und dessen Stellenwert (und damit den der Reinterpretation) in diesem Arbeitszusammenhang weiter ausführen, denn dieses Forschungsprinzip gibt, auch wenn sich seine Darstellbarkeit sehr viel größer angelegten Arbeiten als solchen wie den bislang beispielhaft angeführten verdankt, gleichwohl deren Bezugsrahmen ab.

Zu Beginn von Abschnitt II. wurde schon angedeutet, daß das Forschungsprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung besagt, daß die Kritische Psychologie die für sie vorfindliche Psychologie nicht quasi von außen negiert, sondern sich für ihre Problembestände interessiert, sie ernst nimmt, sich ihrer annimmt. Zu diesen Problembeständen gehören natürlich nicht nur *inhaltliche* Fragen, sondern auch Fragen der Art und Weise der Theorienproduktion und damit der Art und Weise, wie unterschiedliche Theorien zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Es trägt zur Klärung des Konzepts »Reinterpretation« bei, wenn man sich klarmacht, welche Funktion ihm in diesem Kontext zgedacht ist.

Worin besteht das Problem in der Theorienproduktion der Psychologie, zu dessen Lösung das Verfahren der Reinterpretation beitragen soll? Ein 1977 von Holzkamp herausgearbeitetes Dilemma der Psychologie besteht darin, daß gleichzeitig und langfristig konkurrierende, also sich ausschließende Theorien nebeneinander bestehen, deren jeweilige Geltungsbegründung jedoch den im Fach *herrschenden* methodischen Vorstellungen genügt, die also alle empirisch

bewährt sind, so daß die Einhaltung der einschlägigen methodischen Vorschriften für sich genommen kein Kriterium für ausweisbaren Erkenntnisfortschritt bietet. Dieser müßte darin bestehen, zwischen konkurrierenden Theorien entscheiden zu können. Das Problem ist nun, daß man mit der Formulierung neuer Theorien den status quo der unreduzierbaren Theorienkonkurrenz nicht überwindet, sondern ihn nur reproduziert bzw. gar verschärft, wenn man dem Pool der vorhandenen Theorien eine neue hinzufügt. Denn das Verhältnis der »neuen« zu den schon vorfindlichen ist ebenso unklar wie das Verhältnis der vorfindlichen untereinander.

Aber, so könnte man einwenden, entspricht dieser status quo des Fachs nicht der Vorstellung der Psychologie als eines »pluralistischen Systems« (Thomae & Feger, 1969, 159; vgl. auch die einschlägigen Diskussionen in Madsen & Mos, 1985)? Nein, und zwar deswegen nicht, weil »Pluralismus« ein wissenschaftspolitischer Terminus ist, der sich gegen die institutionelle Behinderung bzw. Unterbindung der Artikulationsmöglichkeit von wissenschaftlichen Ansätzen richtet, bzw. der dafür steht, daß es gewährleistet ist, daß verschiedene Theorien im Diskurs vertreten werden können. Die *diskursive* Reduktion von Theorienvielfalt in dem Sinne, daß ausgewiesenermaßen, d.h. nach selber nicht strittigen bzw. weitestgehend unstrittigen Kriterien weniger erkenntnishaltige Theorien obsolet werden, ist nicht »un-pluralistisch«, sondern der in einer plural verfaßten Wissenschaft ermöglichte Weg der Erkenntnisgewinnung.

Pluralismus ist die – institutionell bzw. wissenschaftspolitisch zu gewährleistende – *Voraussetzung* der diskursiven Entscheidbarkeit von Theorienkonkurrenz. Bekanntlich ist diese Aussage bezüglich der Psychologie wegen der institutionell sehr eingeschränkten Artikulationschance mainstream-kritischer Positionen kontrafaktisch. Allerdings – das war die Ausgangsproblematik – ist die Unentscheidbarkeit konkurrierender Theorien auch ein mainstream-immanentes Phänomen – und Ausdruck der Unentwickeltheit der Disziplin.

Die Durchsetzung des Pluralismus in der Psychologie ist kein innerwissenschaftliches Problem, sondern eben ein wissenschaftspolitisches; so, wie herrschende wissenschaftliche Positionen gesellschaftlich gestützt sind, bedarf kritische Wissenschaft zur Gewinnung oder Sicherung ihrer institutionellen Existenz einer sozialen Bewegung. Der Umstand, daß wissenschaftliche Ansätze mit – in ihrer Vermitteltheit mit ihrer gesellschaftlichen Funktionalität je aufzuklärenden – sehr unterschiedlichen institutionellen Einflußmöglichkeiten und Machtpositionen ihrer Vertreter verbunden sind, bleibt natürlich für wissenschaftliche Auseinandersetzungen nicht ohne Konsequenzen. Die wissenschaftspolitische Regulationsfunktion solcher Einflußmöglichkeit besteht eben in der damit ermöglichten Ausgrenzung unerwünschter Argumente und Personen: deren Wunsch nach Zugehörigkeit zur scientific community wiederum ist das Regulativ der Kritik. Wem dazuzugehören wesentlich ist, lernt, welche Grenzen der Kritik er nicht zu übertreten hat ('Wissenschaftlersozialisation'). Sogenannte

kollegiale Beziehungen, small talks, Kongresse und ihre Rituale sind das Medium der gemäßigten Kritik und die Schmiermittel der institutionellen Reproduktion.

Weil das alles so ist, gehört der gelegentliche Gedanke an die Schere im Kopf und an die eigene Tendenz zur Geschmeidigkeit im Denken zum – wie ich finde – unverzichtbaren Arsenal der Reinterpretation.

Zurück zu den binnenwissenschaftlichen Fragen: Ein Teilproblem der mit der Unentscheidbarkeit zwischen konkurrierenden Theorien einhergehenden Theorieentwicklung durch das Hinzufügen neuer Theorien ergibt sich dadurch, daß vorgängige Theorien lediglich von einem ihnen selber äußeren Standpunkt, von dem der neuen Theorie aus nämlich, kritisiert werden. Was damit unanalysiert bleibt, ist, welchen Beitrag die kritisierten Theorien von ihren jeweiligen eigenen Ansätzen und Fragestellungen aus für das von ihnen definierte Erkenntnisproblem geleistet haben. Unter dieser Voraussetzung ist auch nicht ansatzweise zu klären, was mit den Daten bzw. Resultaten anzufangen ist, die im Zuge der Prüfungen der vorgängigen Theorien produziert wurden – von denen zumindest einige ja diese Theorien wenigstens partiell bestätigten. (Auf Fragen der Bedeutung des Datenbezugs von Konzepten und Theorien für deren Reinterpretation komme ich noch zurück.)

Das Problem herauszuarbeiten, was die betreffende Theorie von ihrem eigenen Ansatz her leisten will, welches zu erkennen die Voraussetzung dafür ist, sich mit ihr verständig auseinanderzusetzen, ist nicht zu unterschätzen. Es setzt voraus, sich der Theorie nicht durch Sekundärliteratur, sondern über Originaltexte zu nähern, weil Sekundärliteratur immer das Rezipierte in einer – ohne Kenntnis des Originals – unkontrollierbaren Weise dem Darstellungszusammenhang des 'Sekundär-Autors' assimiliert.

Was soll nun im Verfahren der Reinterpretation dagegen gesetzt werden? *Die Entwicklung der eigenen Theorie soll einen wissenschaftshistorischen Durchgang durch die thematisch einschlägigen Theorien bzw. Ansätze enthalten.* Dieser soll dazu dienen, den »relativen« Erkenntnisgehalt dieser Theorien – gemäß deren eigenen Ansprüchen – herauszuarbeiten, um diesen Erkenntnisgehalt für die eigene Theorie nutzen zu können, ihn darin »aufzuheben«. Dieses Verfahren beinhaltet also in gewissem Ausmaße eine historisch-systematische Rekonstruktion der Theorie- (oder Konzept-)Geschichte bis hin zu den eigenen Fragestellungen, die ja dieser Geschichte nicht völlig äußerlich sind (sonst ergäbe sich ein derartiger systematisch-historischer Bezug ja gar nicht). Die Relativität des herauszuarbeitenden Erkenntnisgehalts einer Theorie oder eines Konzepts bedeutet: den Nachweis *innerer*, das heißt, an den theorie- oder konzept-, allgemeiner: systemimmanenten Erkenntnisansprüchen gemessener, Begrenzungen und Widersprüche der Theorie oder des Konzepts.

Die Herausarbeitung der 'Systemimmanenz' von Erkenntnisansprüchen halte ich für die erkenntniskritische Beurteilbarkeit eines Konzepts für sehr aufschlußreich (das gilt auch für methodische Konzepte, vgl. Markard 1991). Dazu

gehört auch, sich darüber Klarheit zu verschaffen, welche *Funktion einem bestimmten Konzept im Rahmen eines Ansatzes oder im Ensemble anderer Konzepte* zukommt. So ließe sich etwa zeigen, daß »Identität« im Rahmen von Vorstellungen, die das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum über dessen Übernahme gesellschaftlich definierter Rollen zu fassen versuchen, die Funktion hat, theoretisch dem Zerfall eines Individuums in disparate Rollen etwas 'Integratives' entgegenzusetzen. Anderen theoretischen Ursprungs dagegen sind Identitätsvorstellungen, wie sie uns etwa bei der Rede von »nationaler Identität« entgegentreten. In ihrer Diplomarbeit konnte Corinna Wiesner (1993) zeigen, wie das Konzept der von ihr problematisierten »Kulturspezifität« die Annahme einer dem Individuum, das ja diese Kulturspezifität in seiner Lebensbewältigung realisieren soll, innewohnenden kulturellen/nationalen Identität impliziert, welche wiederum mit den unterschiedlichsten Konzepten des »Selbst«, der »Identifikation« etc. vermittelt gedacht werden kann. Eine wiederum andere Funktion hat »Identität«, wenn ein Klient diese, auf therapeutischen Rat hin, in sich (wieder-)finden bzw. wieder aufbauen soll, etc.

Die Beachtung der unterschiedlichen theoretischen Herkunft und der unterschiedlichen Funktion, die Konzepte im Rahmen eines Ansatzes oder im Ensemble anderer Konzepte haben, macht im übrigen – gegen spontane Verdinglichungstendenzen – auch sensibel für den Konstruktcharakter von Konzepten: »Identität« 'hat' man ebensowenig wie ein »Es«, »Ich« oder »Über-Ich«. Solche Konzepte repräsentieren keine Entitäten, sondern es sind theoretische und in theoretischen Systemen funktionale Konstrukte zur Analyse theoretischer oder praktischer Probleme. Wenn jemand meint, eine nationale Identität zu haben oder seine Identität im allgemeinen gefunden zu haben, ist das natürlich als erlebte Evidenz nicht zu bestreiten, wohl aber analytisch als Verdinglichung aufzuschließen.

So ist es auch »ein Mißverständnis, wenn man in seiner eigenen Befindlichkeit etwa umstandslos nach 'produktiven' oder 'sinnlich-vitalen' Bedürfnissen sucht und dabei entweder welche gefunden zu haben glaubt oder auch feststellt, man habe keine. Das Begriffspaar 'produktive' - 'sinnlich-vitale' Bedürfnisse bezieht sich nämlich gar nicht direkt auf 'meine' erscheinende Bedürfnislage, sondern dient zur analytischen Aufschlüsselung eines bestimmten Verhältnisses als deren wesentlicher Bestimmung, von der aus meine Bedürfnislage für mich in ihrem 'Aussagewert' für meine Lebenslage und die sich daraus ergebenden Handlungsnotwendigkeiten durchdringbar werden soll: des Verhältnisses zwischen der Verfügung über meine Lebensbedingungen und der 'menschlichen' Qualität meiner Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung/Daseinsbefriedigung« (Holzkamp 1983, 516., im Orig. z.T. herv.).

Die Berücksichtigung systemimmanenter Funktionen von Konzepten bei deren Reinterpretation ist gerade in der Psychologie deshalb so wichtig, weil dort in besonders hohem Maße dieselben Wörter für unterschiedliche Vorstellungen aus wissenschaftlicher *und* Alltagspsychologie verwendet werden, weswegen rein definitorische Schlachten unergiebig, unentscheidbar und uninteressant (vgl. auch das Beispiel »Einstellung« weiter unten), aber auch besonders verwirrend sind,

vor allem wenn man denkt, auf irgendeine *Entität* müsse sich das Chaos doch reduzieren lassen. Dieser in Reinterpretationsversuchen wahrhaft zermürbenden Fehlannahme läßt sich durch die bewußte Berücksichtigung des Konstruktcharakters und der Systemimmanenz von Konzepten begegnen.

Beim wissenschaftshistorischen Durchgang durch die thematisch einschlägigen Konzepte und Theorien braucht man in der Regel keineswegs »bei Null« anzufangen, weil die *Rekonstruktion der Geschichte von Theorien und Konzepten mit der Geschichte der Rekonstruktion ihrer Kritiken verbunden ist*. Der von »oben« nach »unten«, zeitlich also rückwärts erfolgende Durchgang durch die Geschichte von Theorien und Konzepten zeigt i.d.R., daß diese Geschichte eine von (unerledigten) *Kontroversen* um die betreffenden Theorien und Konzepte ist; er eröffnet damit eine Fülle mainstream-interner wie -externer kritischer Aspekte, akzentuiert vom Standpunkt der jeweiligen Kritik aus.

In diesen Kontext der Beschäftigung mit der Geschichte vorgängiger Kritik gehört auch die Frage, aufgrund welcher theoretischer Entwicklung oder Kontroverse eine Problemstellung, die zu bestimmten Konzeptualisierungen führte, überhaupt »frag-würdig«, wissenschaftlich relevant wurde (bzw. welche Problemaspekte eliminiert wurden) – eine Frage, deren Beantwortung, wie die Beispiele aus der Lern- und der Einstellungspsychologie weiter unten zeigen, für das Verständnis von Konzepten und Theorien eine erhebliche Bedeutung haben kann. Dabei ist weiter in Rechnung zu stellen, daß wissenschaftliche Fragestellungen und Untersuchungen in der Regel nicht *allein* aus binnenwissenschaftlich entwickelten Problemkonstellationen entstehen, sondern daß diese mit außertheoretischen Gegebenheiten – gesellschaftlichen Problemstellungen, Alltagskonzepten – vermittelt sind. *Die Reflexion der Genese einer wissenschaftlichen Fragestellung ist somit ein wichtiges Moment der Reinterpretation.*

Bei der Durcharbeitung der Kritiken ist unter systematischen (wie natürlich auch unter pragmatischen) Gesichtspunkten zu bedenken, welche Kritikaspekte für die eigene Fragerichtung die relevanten sind (bzw. welche im Zuge der Problementfaltung relevant werden) und wo man, um sich nicht zu 'verzetteln', Schwerpunkte setzen muß. Wichtig ist, daß Schwerpunktsetzung und Abbruchkriterien argumentativ unter dem Gesichtspunkt nachvollziehbar sind, daß sich eine *sinnvolle Forschungseinheit* ergibt (Beschränkung auf einen Autor, einen bestimmten Zeitabschnitt, die Kulmination einer Kontroverse, eine systematisch abgrenzbare Fragestellung, etc.). Eine erhebliche Komplikation bedeutet es, wenn die vorfindlichen psychologiespezifischen Rezeptions- und Kritikstränge bestimmte für die Entwicklung eines Konzeptes wesentliche gesellschaftlich-historische bzw. transdisziplinäre Entwicklungen ausblenden oder die Rezeptionsgeschichte an einem bestimmten Zeitpunkt haltmacht, der viele Fragen noch offenläßt. Dann kann man sich nämlich nicht mehr an den »Rückwärtsverweisungen« der jeweiligen Autoren orientieren, die einem eine Menge

Sucharbeiten abnehmen. Vielmehr muß man unter diesen Umständen ganze Zeitschriftenreihen etc. durchgehen, um fündig zu werden.

Jedenfalls soll mittels des Durchgangs durch die Geschichte der Theorie bzw. des Konzepts aufweisbar werden, inwieweit mit der eigenen, dem Anspruch nach entwickelteren Theorie bzw. dem entwickelteren Konzept tatsächlich die aufgewiesenen Begrenzungen und Widersprüche überwindbar bzw. lösbar werden. Je nach Konzept oder Theorie schließt dies natürlich die Möglichkeit ein, daß es bestimmte vereinseitigte Fragestellungen sind, die einem Konzept/einer Theorie inhärent sind, die auch die Probleme, die mit ihm entstehen, mitbedingen.

V. *Die Rahmenkonzeption (II): Der Zusammenhang von Theorien/Konzepten mit Methoden und Daten in der Reinterpretation; die unterschiedliche Funktion von Daten bei der Reinterpretation*

Der Umstand, daß die Vorstellung, der Erkenntnisgehalt von Konzepten und Theorien ergebe sich doch relativ einfach daraus, ob bzw. inwieweit diese empirisch bewährt seien, allein schon angesichts der Bewährung *konkurrierender* psychologischer Theorien naiv ist, bedeutet allerdings keineswegs, daß Datenbezüge bei der Reinterpretation keine Rolle spielten.

Um dazu einen Zugang zu gewinnen, sollte man sich zunächst in Erinnerung rufen, daß sich das methodische Vorgehen, das mit Theorien und Konzepten verbunden ist und diese in der Empirie verankern soll, aus dem jeweiligen theoretischen Ansatz ergibt. Wegen dieses engen Zusammenhangs verdient der Methodenaspekt bei der Reinterpretation von Konzepten und Theorien Beachtung. Ich will darauf hier allerdings weniger im Sinne eigenständiger Auseinandersetzungen mit psychologischer Methodik eingehen (vgl. dazu Markard 1991), sondern mich im wesentlichen darauf beschränken, die Frage zu diskutieren, wie der Methoden- und Datenbezug von Theorien und Konzepten bei *deren* Reinterpretation zu berücksichtigen ist.

Der *wissenschaftliche* Empiriebezug ist dabei ein Spezialfall des *allgemein* unterstellten Empiriebezuges von Theorien und Konzepten, also auch von Alltagstheorien und -konzepten, da eben mit dem Empiriebezug deren Erkenntnisgehalt ausgewiesen werden soll: Wenn Eltern die (mangelnde) *Begabung* ihres Kindes mit der (mangelnden) Begabung eines nahen Verwandten in bezug setzen und dabei ähnliche *Leistungen* beider anführen, dann konzeptualisieren sie (in einem unmittelbaren Rückschluß von beobachtbarer »Leistung« auf ein Konstrukt »Begabung«) empirische Phänomene bzw. reproduzieren die gängige Alltags- und auch Wissenschaftsvorstellung zur Deutung dieser Phänomene (vgl. auch Holzkamp 1992; s.u.).

Die Notwendigkeit der speziellen Berücksichtigung methodischer Gesichtspunkte bei der Reinterpretation von Theorien und Konzepten ergibt sich insbesondere daraus, daß Methoden ggf. spezielle Reduktionen, Formierungen bzw. Verdinglichungen enthalten, die u.U. noch hinter den Möglichkeiten des Konzeptes zurückbleiben, auf das Konzept selber zurückwirken bzw. konzeptuelle Fragen durch empirische Sachverhalte ersetzen.

1. Wie immer man im einzelnen individuelle »rassistische Haltungen« konzeptualisieren mag, eine datenbezogene Diskussion der einschlägigen Konzepte muß in Rechnung stellen, ob das, was als »Rassismus« imponiert, z.B. in Form von Verhaltensbeobachtungen, von qualitativen Interviews oder in Form von Skalen erhoben wurde, die den Befragten zumuten, Nationalitäten (z.B. »Türken«) Eigenschaften (z.B. »unsauber«) zuzuordnen (Mummendey et al., 1982) – und damit schon methodisch *konstituieren*, was zu untersuchen sie vorgeben, die Stereotypizität von Urteilen nämlich (vgl. auch das Fallbeispiel »Einstellung« unten).

2. Den Umstand, daß methodische Anordnungen *theoriengenerierende* Funktion haben, kann man mit Holzkamp (1993) an der Geschichte der Lerntheorien verfolgen: Die Standardanordnung zur instrumentellen Konditionierung einmal gegeben, lassen sich etwa Form, Intervall und Ausmaß der Belohnung/ Bestrafung nahezu beliebig variieren. Dies ist ein methodischer Sonderfall der oben skizzierten, für die Reinterpretation wichtigen Rekonstruktion von Fragestellungen, der aus dem mainstream-Primat der Methode vor dem Gegenstand verständlich wird.

3. Wenn im Rahmen einer Untersuchung zu »Kulturspezifität« und »nationaler Identität« (s.o.) Befragte sagen, sie seien »stolz«, »Türken« oder »Deutsche« zu sein, so besagt das nichts über die wissenschaftliche *Relevanz* eines Konzeptes nationaler Identität, in dem Sinne, daß man eine solche habe. Der Umstand, daß Leute sich eines Konzeptes bedienen, ersetzt nicht dessen begriffliche Klärung. Ob »nationale Identität« ein Phänomen ist, das zwischen der Blutspur chauvinistischer Mobilisierung und defensiver Selbstvergewisserung changiert (Walther 1994) oder als analytisches Konstrukt taugt, ist kaum über einen Datenbezug wie den geschilderten zu klären.

Die *eingeschränkte Funktion von Daten zur Beurteilung der Dignität eines Konzepts* hat Holzkamp (1992, 13f.) am schon erwähnten Begabungskonzept herausgearbeitet: »Da man bei empirischen psychologischen Analysen nicht sicher sein kann, daß alle relevanten Bedingungen eines Phänomens berücksichtigt worden sind, ist die These niemals endgültig empirisch zu widerlegen, daß bestimmte Leistungsunterschiede in irgendeiner Weise auch durch unterschiedliche anlagemäßige Entwicklungspotenzen mitbedingt sein können – dies deswegen nicht, weil 'Begabung' immer nur aus Leistung erschlossen werden kann, also ... ein unabhängiges Kriterium dafür, daß irgendwo keine Begabungsunterschiede vorliegen, nicht verfügbar ist.« Damit seien aber die einschlägigen »Erklärungsalternativen« – Leistungsunterschiede auf Begabungsunterschiede zurückzuführen oder nach bestimmten, bislang aus methodischen und begrifflichen Gründen verschlossenen, fördernden oder behindernden Lebensumständen und deren subjektiver Verarbeitungsweise weiterzufragen – *keineswegs gleichwertig*. Denn nur aus der zweiten Alternative, so Holzkamp, ergeben sich »weitere wissenschaftliche Forschungsfragen. Mit dem Rückgriff auf Begabungsunterschiede hingegen wird das wissenschaftliche Weiterfragen aufgrund einer dogmatischen, d.h. selbst nicht wissenschaftlich begründbaren, Vorentscheidung abgeschnitten.«

Wie sich bislang schon andeutete, ist eine Reinterpretation als Klärung des Erkenntnisgehalts von Theorien und Konzepten über Datenbezüge alleine nicht zu

leisten: *Daten sind von der Theorie her konstituiert*, ob dies nun über die Formulierung der Fragen geschieht, die beantwortet werden sollen, über den Blickwinkel der Beobachtung oder über das experimentelle Setting.

Am *speziellen* Herstellcharakter der experimentellen Anordnung wird die *allgemeine* theoretische Konstituiertheit der Daten am deutlichsten sichtbar: die Anordnung wird ja so gestaltet, daß die theoretische (Zusammenhangs-)Behauptung möglichst rein zum Tragen kommen kann. In gewissem *Ausmaße* also ist die Daten- und damit *Realitätskonstruktion* unvermeidlich (auch bei qualitativen Verfahren), wobei die Settings allerdings in dem Maße, in dem sie Realität konstruieren, auch bestätigungsfreundlich werden. Diese Bestätigungsfreundlichkeit experimenteller Realitätskonstruktion ist einer der Gründe dafür, daß *konkurrierende* Konzepte *gleichzeitig* bewährt sein können: Es werden jeweils die Bedingungen hergestellt, die dem Konzept zur Durchsetzung verhelfen.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen: die theoretische Konstituiertheit von Daten bedeutet nicht, daß Theorien an der Realität nicht scheitern können, sondern nur, daß die theoretische Dimension der Befunde durch die Anlage der Untersuchung vorgegeben ist. Das Herstellmoment des Experiments, seine präzise Bedingungsrealisation, soll dementsprechend auch dazu beitragen, daß die Daten minimal *alternativ interpretierbar* sind. Wie wenig dies allerdings gelingt, zeigen vorfindliche Reinterpretationen experimenteller Daten durch konkurrierende experimentell orientierte Ansätze: Reinterpretation dissonanztheoretischer Daten durch die Theorie der Selbstwahrnehmung, urteilsheuristischer Konzepte durch die Theorie der Laienepistemologie, attributions-theoretischer Daten durch die Impression-Formation-Theory etc. Derartige – hier mainstream-interne – Reinterpretationen müssen dann dadurch gesichert werden, daß sie selber in experimentelle Hypothesen überführt und geprüft werden, aber es ist klar, daß dies ein unabschließbarer Prozeß ist. Daß der nie vollständig gelingende Ausschluß alternativer Interpretierbarkeit auch nicht gelingen *kann*, deutete sich schon an der zitierten Argumentation Holzkamps zum Datenbezug von »Begabung« an: Ein weiterer Gesichtspunkt ist das Verhältnis von »theoretischem« und »empirischem Satz« (Holzkamp 1968): Der theoretische Satz enthält die Formulierung der zu überprüfenden Aussage, z.B., daß Frustration Aggression erzeuge, während der empirische Satz die Aktivitäten/ Ereignisse beschreibt, mit denen der theoretische Satz geprüft werden soll. Zentral ist nun, daß die Herleitung eines experimentellen Satzes aus einem theoretischen Satz »nicht ein Akt der *Umwandlung*« ist, sondern zu jedem Experiment ein »Satzpaar (gehört): theoretischer Satz und experimenteller Satz sind weder in der einen noch in der anderen Richtung aufeinander zurückführbar« (a.a.O., 270). Dies bedeutet: (1) Gegenüber einem theoretischen Satz kann eine Vielheit von experimentellen Sätzen existieren, deren Angemessenheit – in experimentellen ebenso wie in außereperimentellen Settings – nicht *prima vista*

gegeben ist. (2) Jeder experimentelle Satz ist »in Hinsicht auf den ihm beigelegten Sinn unbegrenzt vieldeutig« (275, im Orig. herv.). Die theoretische Mehrdeutigkeit experimenteller Sätze und damit auch die der mit ihrer Realisierung gewonnenen Befunde ist also eine nicht aufhebbare Einbruchsstelle für Alternativ- bzw. Re-Interpretationen. *Die theoretische Konstituiertheit von Daten ist nicht hermetisch. Alternativinterpretationen reklamieren, daß andere, zunächst übersehene Dimensionen für die Daten verantwortlich sind.*

Daten werden, so ist allgemein festzuhalten, im Lichte von Theorien produziert, was bei der Analyse von deren empirischer Verankerung im Lichte einer anderen Theorie in Rechnung gestellt werden muß.

Weiter unten will ich noch auf einen zusätzlichen, speziell die Reinterpretation experimentell produzierter Daten betreffenden Gesichtspunkt eingehen, der sich mit der dezidiert *subjektwissenschaftlichen* Reinterpretation experimenteller Daten ergibt. Da dazu jedoch einige Überlegungen vorausgesetzt sind, die im letzten Abschnitt VII. dargelegt werden, werde ich darauf erst zum Schluß zurückkommen.

VI. *Exkurs: Fallbeispiel »Einstellung«*

Die bisherigen Überlegungen seien an meiner eigenen Arbeit (Markard 1984) zum Einstellungskonzept erläutert. Zunächst war ich mit einer derartigen Vielfalt und Beliebigkeit dieses Konzepts konfrontiert, daß ich mich vergewissern mußte, ob es überhaupt einen bestimmbareren Gegenstand hat. Um dieses Problem zu lösen, könnte man versuchen, alle unterscheidbaren Momente aus als repräsentativ geltenden, das heißt schlicht: häufig zitierten Definitionen zusammenzustellen. Ein solches Aspekte-Sammelsurium enthielte jedoch auch sich ausschließende Bestimmungsmomente; der Versuch, den kleinsten gemeinsamen Nenner aller Definitionen zu eruieren, würde hingegen wichtige Momente der Einstellungsforschung ausgrenzen bzw. einen neuen Gegenstand konstituieren (z.B. »Affekt«). Würde man versuchen, den kleinsten gemeinsamen Nenner um von einem selber für wesentlich gehaltene Aspekte zu ergänzen, fiel auf, daß genau dies das gängige Verfahren ist.

Das Problem derartiger Herangehensweisen besteht in dem oben genannten Umstand, daß man sich dem problematischen Zustand mit einem Verfahren nähert, das diesen Zustand gerade mit verursacht hat und aufrecht erhält. Die Oberfläche offenkundig verselbständigter Definitionsbildung und Aspektproliferation wird dabei lediglich reproduziert. Die Begrenztheit eines derartigen Modus der Begriffsbildung (nach Marx: »professoraldeutsche Begriffsanknüpfungsmethode«) ist, daß er kein Kriterium für die Sinnhaftigkeit definitorischer Aussagen kennt – außer dem, daß andere Definitionen konvergieren oder abweichen. Aus dieser Problemlage heraus ergab sich die Notwendigkeit, die »Definitions-Folge« selber zurückzuverfolgen und dabei zu untersuchen,

wie sie mit – gesellschaftlichen und psychologischen – Problemstellungen vermittelt ist, und wie weit die unverbindliche Aspekthaftigkeit der konkurrierenden und koexistierenden Definitionen selber ein begriffliches Differenzierungsprodukt ist. Diese Fragestellung war für mich der Ansatz für eine begriffs- bzw. wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion des Konzepts.

Hierbei zeigte sich: Unmittelbarer Ursprung des soziologischen bzw. sozialpsychologischen Einstellungskonzepts ist seine systematische Explikation durch Thomas & Znaniecki (1918/20) in folgendem gesellschaftlichen Kontext: Die »moderne« Gesellschaft, so diese Autoren, verfüge nicht mehr über tradierte Wertvorstellungen, die der einzelne unbefragt für sich verbindlich mache; vielmehr seien Entwicklung und Flexibilität die bei beständigem gesellschaftlichen Wandel praktisch bestimmenden und theoretisch aufzuklärenden Momente personaler gesellschaftlicher Existenz.

Angesichts der seinerzeitigen massiven sozialen Probleme bei organisatorischen Formierungsansätzen einer Arbeiterbewegung war es u.E. der Gedanke der Reform(ierbarkeit) der bürgerlichen Gesellschaft, der mit deren wachsenden Widersprüchen zur sozialwissenschaftlichen Formulierung drängte: gefordert war eine theoretische Konzeption zur Optimierung sozialer Kontrolle bei gesellschaftlichen Wandlungsprozessen unter Aufrechterhaltung des gegebenen gesellschafts-politischen Rahmens (Reform statt Revolution [ein Dauerbrenner, solange man nicht die bürgerliche Gesellschaft für das Ende der Geschichte hält]) durch die Einbeziehung der subjektiven Verhältnisse der Menschen zu derartigen Prozessen in diese Kontrolle. Wissenschaftlich bedeutete dies die Notwendigkeit der Überwindung einer subjektlosen Soziologie wie einer unsozialen Psychologie in Richtung auf einen Ansatz, der das Verhältnis Individuum/Gesellschaft unter den genannten Prämissen sozialwissenschaftlich fassen konnte. »Einstellung« stand in diesem Kontext in einer sehr breiten Fassung für den subjektiven Bezug eines Menschen auf für ihn bedeutungsvolle gesellschaftliche Gegebenheiten. Insofern meinten die Autoren, daß Sozialpsychologie sich als Einstellungspsychologie zu konstituieren habe. (Dies ist ein Beispiel dafür, wie wissenschaftliche Fragestellungen relativ eindeutig mit gesellschaftlichen Problemstellungen vermittelt sind, im Unterschied zu den genannten methodeninduzierten *Varianten* der Standardanordnung von Lernexperimenten.)

Damit erweist sich »Einstellung« als eine ursprünglich quasi programmatische Kategorie für das Subjektive-in-seinen-sozialen-Bezügen, die in ihren unterschiedlichen und vielfältigen Aspekten erst noch theoretisch und empirisch konkretisiert werden muß. Unter diesem Aspekt erscheint die weitere Geschichte der real existierenden Einstellungspsychologie als die Ausformulierung des Mißverständnisses einer grundlegenden Kategorie als Variable, gefördert durch die dominant werdende experimentell-statistische Orientierung in der Sozialpsychologie, wobei der i.w.S. subjekt-wissenschaftliche Charakter von »Einstellung« verloren ging. Diese Überlegung bildete für mich im weiteren Verlauf den

übergeordneten Gesichtspunkt, unter dem ich die Probleme der Einstellungspsychologie, auf die ich während der Durcharbeitung des Materials stieß bzw. auch schon vorher gestoßen war, untersucht habe. Deutlich daran wird auch, wie sich im Verlauf der Untersuchung die Fragerichtung verändert, wie sich erst im Verlauf der Untersuchung Gesichtspunkte der Reinterpretation ergeben können. Außerdem wird daran deutlich, daß man sich darüber klar werden muß, auf welcher begrifflichen *Ebene* man sich im Gang der Reinterpretation befindet (vgl. dazu die Differenzierung von Kategorien und Theorien weiter unten).

Mit dem während der Untersuchung sich ergebenden Leit-Gesichtspunkt wurde bspw. die Beliebigkeit der Definitionen in gewissem Sinne durchschaubar: Offensichtlich schlägt in den Definitionen, in denen »Einstellung« als Ensemble von Kognition, Bewertung und Handlungsbezug (3-Komponenten-Modell) gefaßt wird, und die eine zeitlich überdauernde, strukturell hierarchisierte Organisation von Einstellungen hervorheben etc., noch die ursprüngliche Weite des Begriffs als eines Synonyms für »Subjektives« durch, während engere Definitionen stärker mit der Variabilisierung von »Einstellung« verbunden sind. Es wurde deutlich, warum sich rein definitorische Schlachten als fruchtlos erweisen mußten: Mit zunehmender Weite werden die Definitionen unverbindlich, da nicht mit einem subjekt-wissenschaftlichen Programm vermittelt, mit zunehmender Enge werden sie quasi konzeptionslos, da von den Definitionen anderer Konzepte (wie etwa Affekt) kaum unterscheidbar.

Zu einer Antwort auf die Frage, wie das Konzept trotz alledem so einflußreich werden konnte, führte die kritische Bemerkung Campbells, daß die definitorische Vielfalt des Konzepts im Widerspruch stehe zur Ähnlichkeit der Vorgehensweisen im Forschungsprozeß (1963, 96). Die Durchsetzung des Einstellungskonzepts hatte mit den unentscheidbar konkurrierenden definitorischen Setzungen so gut wie nichts zu tun, wohl aber damit, daß »Einstellung« auch ein Alltagsterminus ist, so daß – aller kategorialen Unaufgeklärtheit und allem begrifflichen Chaos zum Trotz – ein allgemeiner Konsens darüber besteht, was »ungefähr« damit gemeint ist. Damit konnte ich davon ausgehen, daß die Operationalisierung der Alltagsvorstellung von »Einstellung« die Klärung des Begriffs *in praxi* ersetzt(e), die ich im weiteren in unterschiedlichen Skalierungsvarianten untersuchte – und zwar unter dem Aspekt, welche Leistungen der Vp bei ihrer skalenförmigen Einstellungs-Äußerung, also mit der Datenproduktion abverlangt werden (etwa: unsinnige Vergleiche, haltlose Schätzungen, rassistische Urteile [s.o.] – zusammen mit der Aufforderung, nicht nach-zudenken, etc.). Denn was hier (an Sinn) »verpaßt« wird, kann später nicht mehr hineininterpretiert werden. Daraus ergaben sich, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann, Implikationen für den hinter den Operationalisierungen steckenden faktischen Einstellungsbegriff, der sich aus den Definitionen nicht hatte ergeben können (wie Abkoppelung der Emotion von der Kognition, Universalisierung

inhaltsentleerter Weltbezüge, den Vpn methodisch zugemuteter Stumpfsinn als subjektives Korrelat der Gegenstandsunabhängigkeit von Urteilen etc.)

Mit diesen Analysen sollte die Hypothese der »Variabilisierung« von »Einstellung« konkretisiert und auf ihre inhaltlich-begrifflichen Folgen hin analysiert werden. Dies konnte nun in einem weiteren Schritt auf das für die Einstellungspsychologie zentrale Problem der mangelnden Verhaltensrelevanz von »Einstellung« bezogen werden – sowohl auf vorfindliche theoretische Überlegungen dazu als auch auf die Versuche, der Widersprüchlichkeit der Resultate dadurch heizukommen, daß zwischen Einstellung und Verhalten beliebig viele Zusatzvariablen geschaltet werden (die Forschungsstrategie der Hypothesenspezifizierung als »unbegrenzter Möglichkeit« der Durchsetzung und Beibehaltung des Einstellungskonzepts).

Interessant in diesem Zusammenhang ist eine alte Untersuchung LaPieres (1934/5), der in Begleitung eines chinesischen Ehepaars 251 Hotels bzw. Restaurants quer durch die USA aufsuchte, in der Erwartung, daß seine Begleiter dort durch Abweisung diskriminiert würden. Allerdings: Mit einer einzigen Ausnahme wurden sie bedient, auch in den 31 Fällen, wo die Chinesen ohne LaPiere eintraten. In einem Drittel der Häuser sogar besonders zuvorkommend. Sechs Monate später ließ LaPiere brieflich anfragen, ob Chinesen akzeptiert würden. Bei einer Rücklaufquote von über 50 % ergaben sich mehr als 90 % Ablehnungen. Der symbolisch-interaktionistisch affizierte Autor nahm dieses Resultat zum Anlaß einer grundsätzlichen Kritik am variablenpsychologischen Einstellungskonzept und seiner Operationalisierung – natürlich so gut wie folgenlos, wenn man davon absieht, daß die Einstellungspsychologie auch die »Situation« zur Variablen machte. Aber man sieht: Manche aktuelle Kritik hat eine lange Tradition.

Der wirkliche Vermittlungszusammenhang zwischen »Einstellung« und »Verhalten« – so auch der Kern einer Kritik des Symbolischen Interaktionisten Blumer (z.B. 1955/6) – ist auf diese Weise weder theoretisch reflektiert noch methodisch erfaßt. Erfasst werden nur die kategorial unaufgeklärten »Enden«, so daß auch nur unerklärbar zufällig Verschiedenes »herauskommen« kann.

Alles in allem zeigte sich, daß das Einstellungskonzept der traditionellen Sozialpsychologie eine »Variabilisierung« einer Kategorie des Subjektiven-in-seinen-sozialen-Bezügen repräsentiert, deren kategorialer Gehalt in der einschlägigen empirischen Forschung nicht geklärt werden kann. Was bedeutet dies nun für eine »positive« Reinterpretation von »Einstellung«? Eine zunächst denkbare Möglichkeit zur Reinterpretation, an der ursprünglichen kategorialen Fassung anzusetzen, entfällt, weil damit nicht nur an deren Variabilisierung vorbeigegangen, sondern auch das Problem gemäß dem (»programmatischen«) Gehalt dieser Kategorie auf die allgemeinste theoretische und methodologische Ebene des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft verlagert würde. Eine weitere Möglichkeit bieten die begrifflichen Implikate der Operationalisierung wie »Gegenstandsunabhängigkeit der Wertung«. Diese sind aber gegenüber dem Emotionsbegriff, wie ihn Osterkamp entwickelt hat und in dessen Lichte ich diese Frage prüfte, derart reduktiv, daß es daran nichts zu reinterpretieren gibt.

In dieser Hinsicht ist das Einstellungskonzept in subjektwissenschaftlicher Perspektive theoretisch uninteressant.

Dieses Resultat, daß sich das sozialpsychologische Konzept »Einstellung« in diesem Sinne als nicht reinterpremierbar erwies, bedeutet aber nicht gleichzeitig die Irrelevanz des Alltagsphänomens »Einstellung« und dessen ideologischer Funktion in der bürgerlichen Gesellschaft. So konnten die Analysen z.B. dahingehend konkretisiert werden, daß sich im Einstellungsbegriff eine Demokratievorstellung verdichtet, aus der die sachliche Urteilsfähigkeit der Gesellschaftsmitglieder faktisch eliminiert ist. Diese Auffassung konvergiert mit der Flemings (1967, 358), der in seinen Überlegungen zur Genese von »attitude« zu dem Ergebnis kommt, die Entstehung des Einstellungskonzepts habe einem historischen Bedürfnis entsprochen, die »Massen« zwar in die Regelung öffentlicher Angelegenheiten einzubeziehen, ihnen aber gleichzeitig die Kompetenz dazu faktisch abzusprechen. Sachentbundener Pluralismus des bloßen Meinens ist die erzwungene Verallgemeinerung sachlich unausweisbarer bürgerlicher Herrschaft. Insofern gehört der sozialpsychologische Einstellungsbegriff zum ideologischen Ensemble der demokratieförmigen Absicherung dieser Herrschaft. In dem Maße, in dem die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse die blinde Wirkung der gezeigten ideologischen Vorstellungen nicht aufheben können, muß die »einstellungsförmige« Welt- und Selbstbegegnung als hinderndes Moment bewußter Lebenspraxis in Erscheinung treten – *und in diesem Sinne Gegenstand subjektwissenschaftlicher Aktualempirie werden.*

Empirische Erforschung von Einstellungen kann also in subjektwissenschaftlicher Perspektive bedeuten, mit den Betroffenen in der Herausarbeitung ihrer Handlungsmöglichkeiten sachentbunden-projektive Weltbezüge auf die ihnen zugrundeliegenden Bedingungen und Prämissen und damit auf ihre subjektive Funktionalität hin zu analysieren und sie so der Gewinnung eines bewußten Verhältnisses zu ihnen verfügbar zu machen.

VII. *Die Rahmenkonzeption (III):*

Metatheorie und die Funktion kategorialer Vorarbeiten

Die historische Rekonstruktion der Theorien- oder Konzeptgeschichte ist also so anzugehen, daß zunächst – unter Nutzung der Kritik-Geschichte, und das heißt: früherer Bestimmungen des Verhältnisses von Konzeptfassungen zueinander – die an den den Konzepten eigenen Erkenntnisansprüchen gemessenen Grenzen und Widersprüche herausgearbeitet werden und unter Bezug darauf ggf. gezeigt wird, inwieweit mit der avisierten entwickelteren Konzeption diese Grenzen überschreitbar und die Widersprüche lösbar werden. Dies bedeutet aber auch, den relativen Erkenntnisgehalt der kritisierten Konzepte zu würdigen und zu nutzen, zum Teil im Sinne der Herausarbeitung ihrer gesellschaftlichen Funktionalität, was ja unter inhaltlichem Aspekt auch bedeutet, daß ein

erkenntniskritisch untersuchtes und in seinem Geltungsanspruch relativiertes Konzept gleichwohl (herrschafts-)relevante Realitätsaspekte zu erfassen vermag.

Wie am letzten Beispiel deutlich wurde, bedeutet eine Reinterpretation aber nicht zwangsläufig, daß die gewonnenen Analyseergebnisse (allesamt) in ein Konzept desselben Namens einfließen und in diesem direkten Sinne das analysierte Konzept in einem erweiterten aufgehoben wird. Vielmehr gibt es mehrere Möglichkeiten und Reinterpretationsfiguren, von denen einige an den Beispielen oben schon herausgehoben wurden. Die Reinterpretationsfigur, die sich am Einstellungsbeispiel in erster Linie zeigte, ist die Zurückweisung der Universalisierung einer restriktiven Konzeption, wobei u.a. konkretisiert werden konnte: Die problematische Bedeutung des Primats der Methode vor dem Gegenstand, die Differenzierung von programmatischen Kategorien und einzelnen Konzepten und die Notwendigkeit der Unterscheidung von zu analysierendem Phänomen und analytischem Konzept. Außerdem kann auf Analysen dieser Art Bezug genommen werden, wenn man sich verwandten Konzepten (etwa »[rassistisches] Vorurteil«) und mit davon strukturierten empirischen Untersuchungen bzw. deren empirischen Resultaten inhaltlich auseinandersetzen will (vgl. Holzkamps Bezug auf die Analyse des Einstellungskonzepts in seinem Aufsatz »Antirassistische Erziehung als Änderung von 'Einstellungen'?« [1994]). Grundsätzlich soll das Resultat einer solchen Reinterpretation dieser Art ermöglichen, an die mit dem kritisierten Konzept angezielten Phänomene mit anderen und dem Anspruch nach angemesseneren *Fragestellungen* heranzugehen bzw. in der Realität auftretenden Problemen dem Anspruch nach angemessener zu begegnen (so auch bei den skizzierten Problemen in einem Rehabilitationsprojekt oder bei einer Einzelfallhilfe).

Wenn, wie ausgeführt, mit einer derart systematisch-historischen Theorien- bzw. Konzept-Reinterpretation und -entwicklung nicht bloß weitere Konzepte oder Theorien neben die vorfindlichen gestellt werden und die Herausarbeitung des bisherigen Erkenntnisfortschritts und seiner Grenzen selber als Moment des neuen Konzeptes oder der neuen Theorie in diese aufgenommen werden sollen, so bedeutet das natürlich nicht, daß, wenn denn das Vorgehen erfolgreich war, damit die theoretische Entwicklung quasi zu einem Endpunkt gekommen wäre. Da, wie schon gesagt, Reinterpretation ein historischer Vorgang ist, kann sie immer nur vorläufig sein und in ihren Resultaten ggf. einen *relativen* Erkenntnisfortschritt bedeuten, der allerdings erheblich sein kann, wenn man sich etwa die Reinterpretation des psychologisch zentralen Motivationskonzeptes oder der Psychoanalyse Freuds durch Osterkamp (1975, 1976) vor Augen führt. Aber auch weniger epochale Durchbrüche sind ebensowenig zu unterschätzen wie der Umstand, daß mit dem geschilderten Vorgehen generell der Versuch unternommen wird, eine weitgehend kriterienlose Theorienkonkurrenz bzw. Konzept'pluralität' in Richtung auf eine *Metatheorie* zu überwinden.

Mit der Perspektive einer Metatheorie ist allerdings der Punkt erreicht, an dem ich um eine genauere Thematisierung der gelegentlich schon angesprochenen, 'gut-kritisch-psychologischen' Differenzierung von Kategorien (und deren gesellschaftstheoretische und philosophische Voraussetzungen) und Theorien/Konzepte nicht mehr herumkomme.

Kategorien bezeichnen Grundvorstellungen davon, was man an der empirischen Realität überhaupt wahrnehmen kann, was man daraus an deren unendlicher Vielfalt hervorhebt. Wichtig ist, daß man kategoriale Vorstellungen nicht aus der unmittelbaren empirischen Realität, die sie gerade strukturieren sollen, ableiten kann. Ebenso wichtig ist, daß sie mit Daten dieser Realität auch nicht zu bestätigen oder zu widerlegen sind. Unabhängig davon, ob sich eine lerntheoretische Zusammenhangsannahme empirisch bewährt oder nicht – die Frage, ob die Begriffe wie »Reiz«, »Reaktion« und »Verstärkung« zur Repräsentation menschlichen Lernens angemessen sind, ist damit nicht zu beantworten. Von der Angemessenheit dieser Vorstellungen oder Begriffe hängt es allerdings ab, welche *psychologische Relevanz* den Befunden zukommen kann. Damit stellt sich die Frage: Wenn man dem Problem der Relevanz empirischer Befunde und psychologischer Theorien und Konzepte mit auf aktuelle Zusammenhänge bezogenen, also *aktual-empirischen* Methoden nicht beikommen kann, wie kann man dann einen Standpunkt (und damit den Ansatz zur genannten Meta-Theorie) gewinnen, von dem aus man die Relevanz psychologischer Begriffe beurteilen kann, der sich nicht bloßer Setzung verdankt? Anders gefragt: Wie kann man, ohne sich wie Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen zu wollen, gegenüber den vorfindlichen gesellschaftlich-realen und korrespondierenden begrifflichen Restriktionen (vgl. das Beispiel »Motivation« in Abschnitt II) einen Standpunkt gewinnen, von dem aus diese Restriktionen *als solche* erkennbar werden können, wo einem doch die psychischen Erscheinungen und psychologischen Begriffe (kognitive Strukturen, Eigenschaften, Einstellungen etc.) schon immer als in diese Gesellschaft eingebunden entgegnetreten?

Es ist genau diese Problematik, die das historische Herangehen der Kritischen Psychologie lösen will. Weder »der Mensch« noch »die Gesellschaft«, in der er lebt, sind »vom Himmel gefallen«. Die wissenschaftliche Erklärung der Existenz beider muß ihre Genese mit umfassen. Es mußte also – *historisch-empirisch* – geklärt werden, wie es aus dem Prozeß der Naturgeschichte heraus zur Entstehung des gesellschaftlichen Menschen bzw. der menschlichen Gesellschaft kommen konnte. Anders: Ziel ist die wissenschaftliche Abbildung der Einheit von Natur-, Gesellschafts- und Individualgeschichte unter dem Aspekt des Psychischen, die Erarbeitung von Begriffen, in denen die Gesellschaftlichkeit des Menschen begreifbar werden soll. Ansatzpunkte dieser historisch-empirischen Rekonstruktion des Psychischen sind die vorfindlichen psychologischen Begriffe, da es ja das in ihnen enthaltene Verhältnis von Erkenntnisgrenzen und -möglichkeiten ist, das reinterprelativ geklärt werden soll. In diesem

Sinne hat Holzkamp vorfindliche psychologische Begriffe, die noch nicht analysiert wurden, als »Vorbegriffe« (1983, 48 ff.) gekennzeichnet. Um den ungeklärten wissenschaftlichen Gehalt der psychologischen Begriffe und deren Beziehungen untereinander im historischen Verfahren empirisch aufklären zu können, sollen die Begriffe und Entwicklungsprozesse so aufeinander bezogen werden, daß dem entwicklungslogisch Vorgeordneten der allgemeinere Begriff entspricht. In dieser *umfassenden* historisch-empirischen Anlage bedeutet also das Forschungsprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung die Kombination realgeschichtlicher und wissenschaftsgeschichtlicher Analysen, mit folgendem Ziel: »Die 'vorbegrifflichen' Kategorialbestimmungen werden in Termini der Erfassung bzw. Verkürzung, Reduzierung, Isolierung, Verschleierung, Verfehlung der erarbeiteten Kategorialbestimmungen personaler Handlungsfähigkeit/Befindlichkeit bei gesamtgesellschaftlicher Vermitteltheit individueller Existenz ausgedrückt, um so erkennbar zu machen, wieweit an den aktualempirisch erforschbaren Erscheinungen jeweils wesentliche Züge des Psychischen auf 'menschlichem' Niveau herausgehoben, ausgeklammert etc. werden.« (Holzkamp 1983, 516). (Wenn man sagt, daß vorfindliche Konzepte Psychisches »verkürzt«, »reduziert«, »oberflächlich« etc. repräsentieren und daß sie in dieser Verkürzung reale Momente reduzierter Lebensmöglichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft blind reproduzieren, nur deren Oberfläche »abbilden«, dann ist dies übrigens insofern Ausdruck des unverzichtbar *utopischen* Moments jedweder kritisch-*emanzipatorischen* Psychologie, als der Standpunkt, von dem aus die Kritik formuliert wird, derjenige entfalteter menschlicher Lebensmöglichkeiten ist.)

Im Resultat haben jedenfalls die in den einschlägigen historisch-empirischen Arbeiten der Kritischen Psychologie gewonnenen kategorialen Bestimmungen für nachfolgende wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen unterschiedlicher Reichweite analytische Funktion zur Klärung des Kategorial- und Empiriebezuges in darauf beziehbaren Vorbegriffen bzw. psychischen Phänomenen.

Mit »darauf beziehbar« ist folgendes gemeint: 1. Wie oben schon erläutert, kann in der Psychologie mit verschiedenen Wörtern dasselbe und mit denselben Wörtern Verschiedenes gemeint sein: Wort und Begriff stimmen nicht notwendig überein. (So könnte das mit dem »Deuten« als kognitivem Aspekt restriktiver Lebensbewältigung verbundene Konzept der »*Widerspruchseliminierung*« einen Zugang zum Konzept der »*Dissonanzreduktion*« sensu Festinger bieten.) 2. Psychologische Begriffe sind unterschiedlich breit: Ein Begriff wie »Motivation« umfaßt ein sehr viel breiteres Spektrum darunter subsumierbarer psychologischer Fragestellungen und praktisch-psychologischer Probleme als das sehr spezifische Konzept »freezing« aus der Theorie der Laienepistemologie sensu Kruglanski et al. (1985, 295ff.). Das bedeutet, daß zur Klärung psychologischer Problemstellungen Konzepte relevant werden können, die auf den ersten Blick nicht einschlägig erscheinen.

Die Klärung des Kategorial- und Empiriebezugs von Vorbegriffen ist übrigens *nicht auf wissenschaftliche Vorbegriffe beschränkt, sondern sie umfaßt auch den gesamten Bereich psychologischer Praxis*, soweit diese die Auseinandersetzung mit problembezogenen Vorstellungen von zu Beratenden betrifft. Dabei muß man natürlich nicht jedesmal bei Null anfangen, sondern man kann sich auch hierbei auf einschlägige Vorarbeiten beziehen, da Problemkonstellationen und darauf bezogene Alltagsvorstellungen ja nicht unendlich variieren, sondern typisierbar und Erfahrungen damit verallgemeinerbar sind. Deswegen können in vielen Fällen der Notwendigkeit einer Reinterpretation von »subjektiven« Theorien von Betroffenen vorgängige Konkretisierungen der *allgemeinen kritisch-psychologischen Annahme der restriktiven Funktionalität problematischer Lebensbewältigungsstrategien im Sinne von 'Leithypothesen'* sinnvoll spezifiziert werden.

Ein Beispiel hierfür wäre in Beziehungskonflikten die Ausklammerung des Subjektstandpunktes des je anderen: statt nach akuten Gründen zu fragen, werden Eigenschaften zugeschrieben (und damit gängige Denkweisen reproduziert). In diesem Kontext werden institutionelle (oder familiäre) Gegebenheiten, die für die Beteiligten zu Prämissen werden, nicht berücksichtigt, insbesondere bei *Beziehungskonflikten*, die *Erziehungskonflikte* sind, werden die Interessen der Schwächeren, sprich: der Kinder, geleugnet, die Betroffenen verlieren sich in unmittelbarkeitsfixierten 'Reaktionsketten' und verlieren Distanz und Überblick etc.

Die Reinterpretation eines Vorbegriffs, die je nach Fragestellung und Arbeitsmöglichkeit dessen Entstehungs- und Verwendungszusammenhang einbeziehen muß, schließt, wie gesagt, die Prüfung der Frage mit ein, inwieweit das betreffende Konzept im eigenen Zusammenhang fruchtbar gemacht werden kann. (Der ganze analytische Aufwand ist natürlich überflüssig, wenn man einfach verschiedene Konzepte eklektizistisch zusammenklatschen zu können meint, ohne sich darum zu scheren, ob die Konzepte überhaupt kategorial und methodologisch zusammenpassen; diese begriffliche Unbekümmertheit wird von denen mit Weltläufigkeit und Gebildetheit verwechselt werden, die das Sammeln von Konzepten nicht von deren Analyse unterscheiden können.)

Das Kernproblem der Prüfung der Frage, inwieweit das betreffende Konzept im eigenen Problemzusammenhang fruchtbar gemacht werden kann, ist der Umstand, daß die Antwort nur von einem 'Ansatz' aus vorgenommen werden kann, da die Prüfung einen Erkenntnis-»Maßstab« voraussetzt, der nur als mit dem eigenen Ansatz vermittelt zu denken ist. 'Ansatz-freie' Maßstäbe sind jedenfalls nicht denkbar, und dieser 'Immanenz' des Maßstabs entspricht die Relativität der Prüfung selber, deren Rationalität also wesentlich von der Ausweisbarkeit des dabei zugrundegelegten Kategorialbezugs abhängt. – Grundsätzlich ist für eine Reinterpretation unverzichtbar, den eigenen Beurteilungsmaßstab, die eigene Erkenntnisperspektive und die des analysierten Konzepts/

der analysierten Theorie zu explizieren. Es ist dies nur eine andere Formulierung für die Explikation des jeweiligen Kategorialbezugs.

Wenn es aber gilt, daß Beurteilungsmaßstäbe systemimmanent sind, ist dann nicht die Rede von der (Perspektive der) »Metatheorie« letztlich gegenstandslos? Braucht man nicht doch allgemeinere, übergreifende Gesichtspunkte dafür, wie eine solche »Reinterpretation« anzusetzen ist und nach welchen Kriterien deren wissenschaftliche Vertretbarkeit beurteilbar gemacht werden kann, eben im Sinne einer Metatheorie? Dazu kann man im Anschluß an entsprechende Überlegungen Holzkamps (1993) zur Reinterpretation von Lerntheorien unter Bezug auf die historisch-empirischen Kategorialanalysen sagen: Einen Zugang zur menschlichen Spezifik des Psychischen gewinnt man durch »subjektwissenschaftliche« – d.h. vom *verallgemeinerten Standpunkt des Subjekts als Forschungsstandpunkt* aus unternommene – Analysen des Zusammenhangs von gesellschaftlichen Bedingungen, ihren Bedeutungen als subjektiven Handlungsprämissen und subjektiv »begründeten« Handlungen, in deren Kontext einzelne Funktionsaspekte wie Denken, Motivation etc. herauszuheben sind. Der Zielvorstellung nach konsensualer Fluchtpunkt wäre die allgemeinste Ebene der »subjektiven Handlungsgründe« mit unhintergehbaren Bestimmungen wie »Perspektive«, »Intentionalität«, »Subjektivität« und »Intersubjektivität«, »Verständlichkeit«, und zwar in jenen Aspekten, die sie mit manch anderen kategorialen Reflexionen teilen und über die vom Standpunkt »unser aller« Lebenspraxis kaum Uneinigkeit bestehen dürfte (wie auch die Einlassungen nomothetischer Hardliner zeigen, wenn sie im »Diskussionsteil« experimenteller Publikationen nach »Gründen« suchen, warum Versuchs-Personen ihre experimentellen Anordnungen – partiell – nicht instruktionsgemäß realisierten).

Wie in diesem Heft im Bericht über die 'Trier-Diskussion' ausgeführt wird, ist »begründet« weder gleichbedeutend mit »rational« noch mit »bewußt«. In einer Psychologie im Begründungsdiskurs ist die Frage, inwieweit begründete Handlungen nach externen Maßstäben rational sind, eine ebenso eigenständig zu klärende wie die, inwieweit Handlungsgründe dem Betreffenden bewußt sind oder nicht. »Unbewußtes« ist kein Gegenargument oder eine Einschränkung bezüglich des Begründungsdiskurses – es macht nur in diesem Kontext in seiner psychischen Dynamik Sinn. Sonst könnte man auch sagen, daß Eis bei mehr als null Grad »unbewußt« taut, weil ihm dieser Vorgang, nach allem was man weiß, ja nicht »bewußt« ist; aber auch was Eis nicht weiß, macht es heiß (und damit zu Wasser und Dampf).

Der damit knapp explizierte Standpunkt der Kritik ist übrigens selber keiner, der der Kritik enthoben wäre. Er wurde ja selber im Verfahren der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung gewonnen, und er wird in der Durchführung der Reinterpretation von Theorien und Konzepten konkretisiert, indem man durch die Analyse von Theorien und Konzepten mehr weiß. *Er repräsentiert aber unseren jetzigen Stand des Wissens.* – Nach diesen Darlegungen sind nun die Voraussetzungen gegeben, unter denen ich auf die am Ende des Abschnittes V. angekündigte Behandlung der Spezifik des *Datenbezugs von Experimenten*, wenn diese unter subjektwissenschaftlichen Gesichtspunkten reinterpretiert

werden sollen, zurückkommen kann. Die hier relevante Frage ist nämlich die, welche *Prämissen* für die Vpn im Experiment bedeutungsvoll werden.

Damit sind *nicht* jene Spezial-Probleme gemeint, die in der »Sozialpsychologie des Experiments« thematisiert sind, wonach die Vpn sich nach *anderen* Bedeutungen richten als denen, die vom Experimentator intendiert sind, indem sie etwa herauszukriegen versuchen, welche Erwartungen der Versuchsleiter hat, oder indem sie versuchen, sich zu der von ihnen *vermuteten* experimentellen Hypothese so zu verhalten, daß sie dabei in möglichst vorteilhaftem Lichte erscheinen (der berüchtigte »bewertungsängstliche Vp-Typ«). Vorausgesetzt ist in der weiteren Argumentation vielmehr eine sozusagen 'erfolgreiche' experimentelle Bedeutungskonstitution.

Unter der allgemeinen – »metatheoretischen« – Voraussetzung der Begründetheit menschlichen Handelns muß man davon ausgehen, daß experimentelle Anordnungen mehr oder weniger reduzierte Prämissenlagen konstruieren, das heißt, daß sie den Vpn Prämissen *begründeten* Handelns nahelegen, so daß eine *Reinterpretation der Befunde solcher Experimente, seien sie nun hypothesenkonform oder nicht, in der Rekonstruktion dieser Prämissenlage bzw. des damit zu konstruierenden Prämissen-Gründe-Zusammenhangs* besteht. Dabei bringt es die experimentelle Anordnung allerdings mit sich, daß dies nur in Form der *Prämissenspekulation* sich vollziehen kann, da ja die Beteiligten in die Klärung nicht einbezogen werden können. Dies ist im übrigen faktisch auch der Modus, in dem Autoren einer experimentellen Arbeit Überlegungen anstellen, warum Hypothesen sich nicht bestätigen ließen, und auch der Modus, in dem häufig die Alternativ-Interpretationen anderer konkurrierender, experimentell orientierter Ansätze sich argumentativ bewegen (man sehe sich dazu die Übersicht über die klassische Diskussion des »forced-compliance-Paradigmas« der Dissonanztheorie bei Abela [1980] an). Dies wiederum bietet einen Ansatz dafür, in der Debatte die oben angeführten metatheoretischen Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen.

Die Rekonstruktion einer experimentellen Anordnung als die Setzung einer Prämissenlage für die Vpn schließt – auf der skizzierten kategorialen Grundlage – ein, Bedürfnis- und Eigenschaftshypostasen (Moderatorvariablen) als Aspekte der experimentell konstruierten Prämissenlagen bzw. gesellschaftlicher Anforderungsstrukturen, die auch in der experimentellen Realität durchschlagen, aufzulösen. Sie wird generell damit einhergehen, auch die betreffende Theorie, deren Realisierung Gegenstand der experimentellen Anordnung ist, darauf zu analysieren, inwieweit in ihr, auch wenn sie sich als kontingent versteht, in Wirklichkeit Begründungsmuster, also Prämissen-Gründe-Zusammenhänge, verborgen sind, die dann quasi inoffiziell vor allem in der prämissenspekulativen Deutung hypothesenwidriger Resultate aufscheinen und *reinterpretativ genutzt* werden können. (Da dies in diesem Heft in der »Trier-Diskussion« ausführlich behandelt wird, kann ich mich hier auf diese Andeutungen

beschränken.) Der Umstand, *daß* die experimentelle Anordnung für die Vp eine Prämissenlage bedeutet, ist allerdings, da sie sich schon allgemein aus der Begründetheit menschlichen Handelns ergibt, davon unberührt, ob die Theorie ein Begründungsmuster enthält oder nicht. Letzteres berührt den *Inhalt* (der Reinterpretation) der Prämissen: Welches in der theoretischen Zusammenhangsannahme – entgegen offizieller Lesart – *inhaltlich* ggf. enthaltene Begründungsmuster ist es, das die »Reaktionen« der Vpn als in den von ihnen realisierten Prämissen begründet verständlich werden läßt?

Die geschilderte Anlage einer Reinterpretation experimenteller Daten bietet m.E. auch einen Ansatz zur Klärung experimenteller »Manipulation«, die als das systematische Verbergen bzw. das Vortäuschen von Handlungsprämissen gefaßt werden kann. (M.E. bieten die Experimente von Nisbett & Wilson (1977) und die dadurch ausgelöste umfangreiche Diskussion über die Validität verbaler Daten eine gute Möglichkeit, diese Frage zu behandeln.) Auf jeden Fall entkommt man damit jener anspruchslosen Manipulationskritik, die letztlich der deterministischen Vorstellung nomothetischer Wirkungsforschung, die Prämissen-Gründe-Zusammenhänge als Bedingungs-Ereignis-Relationen mißversteht, theoretisch nichts entgegenzusetzen hat.

VIII. *Schlußbemerkung*

Es gibt nicht *das Rezept* der Reinterpretation, sondern viele Facetten, von denen hier manche erörtert wurden. Die Reinterpretation ist ein wichtiges Erkenntnisinstrument der Kritischen Psychologie – in ihrer Herausbildung wie in ihrer beständigen Ausarbeitung, Veränderung, Selbstrevision. Der Arbeitsansatz »Kritische Psychologie« entwickelt sich in zwei unterscheidbaren Pfaden – zum einen in der Praxis und deren Analysen, zum anderen in der direkten Auseinandersetzung mit akademischen und klinischen Theorien. Indem das Forschungsprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung in beiden Pfaden realisiert wird, ist es gleichbedeutend mit dem Versuch, zur Schließung der Kluft zwischen Theorie und Praxis einen Beitrag zu leisten.

Literaturverzeichnis

- Abele, A. 1980. Einstellungsänderung durch einstellungskonträres Verhalten – Methodische Probleme dissonanztheoretisch orientierter Forschung. In: Bungard, W. (Hg.), *Die »gute« Versuchsperson denkt nicht. Artefakte in der Sozialpsychologie* (S. 31-60). München: Urban & Schwarzenberg
- Blumer, H. 1955/6. Attitudes and the Social Act. *Social Problems*, 3, 59-65
- Campbell, D.T. 1963. Social Attitudes and Other Acquired Behavioral Dispositions. In: Koch, S. (Ed.), *Psychology: A Study of a Science, Vol. 6* (pp. 94-172). New York
- Fleming, D. 1967. Attitude: the history of a concept. *Perspectives in American History*, 1, 287-365

- Holzkamp, K. 1968. *Wissenschaft als Handlung. Versuch einer neuen Grundlegung der Wissenschaftslehre*. Berlin: de Gruyter
- Holzkamp, K. 1977. Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebtheit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie, *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 8, 1-22 und 78-97
- Holzkamp, K. 1983. ²1985. *Grundlegung der Psychologie*. Campus: Frankfurt/M
- Holzkamp, K. 1992. »Hochbegabung«: Wissenschaftlich verantwortbares Konzept oder Alltagsvorstellung. *Forum Kritische Psychologie* 29, 5-22
- Holzkamp, K. 1993. *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Campus: Frankfurt/M
- Holzkamp, K. 1994. Antirassistische Erziehung als Änderung von »Einstellungen«? Funktionskritik und subjektwissenschaftliche Alternative. *Das Argument* 203, 41-58
- Kruglanski, A.W., Baldwin, M.W. & Towson, S.M.J. 1985. Die Theorie der Laienepistemologie. In: Frey, D. & Irle, M. (Hg.), *Theorien der Sozialpsychologie, Bd. 3, Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien* (S.293-314). Huber: Bern
- LaPiere, R. 1934/5. Attitudes vs. Actions. *Social Forces*, 13, 230-237
- Madsen, K.B. & Mos, L.P. (Ed.) 1985. *Annals of Theoretical Psychology, Vol. 3*. New York: Plenum Press
- Markard, M. 1984. *Einstellung – Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzepts*. Frankfurt/M.: Campus
- Markard, M. 1991. ²1994. *Methodik subjektwissenschaftlicher Forschung. Jenseits des Streits um quantitative und qualitative Methoden*. Hamburg und Berlin: Argument
- May, U.-M. 1994. *Einzelfallhilfe als Beziehungsarbeit? Zur Bedeutung der Helfer-Klient-Beziehung für die professionelle Hilfe*. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin
- Mummendey, H.D., Bolten, H.-G. & Iserman-Gerke, M. 1982. Experimentelle Überprüfung des Bogus-Pipeline-Paradigmas: Einstellungen gegenüber Türken, Deutschen und Holländern. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 13, 300-311
- Nisbett, R.E. & Wilson, T.D. 1977. Telling More than We Can Know: Verbal Reports on Mental Processes. *Psychological Review*, 84, 231-259
- Osterkamp, U. 1975. *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung I*. Frankfurt/M.: Campus
- Osterkamp, U. 1976. *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung II. Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse – Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse*. Frankfurt/M., Campus
- Thomac, H. & Feger, H. 1969. *Hauptströmungen der neueren Psychologie*. Bern: Huber
- Thomas, W.I. & Znaniecki, F. 1918/20. 19272, repr. 1958. *The Polish Peasant in Europe and America*. New York (zit. nach 1958)
- Ulmann, G. 1989. Gedanken beim Lesen von Praxisberichten. Menschen in Schubladen sperren zwecks Bearbeitung? *Forum Kritische Psychologie* 24, 111-132
- Ulmann, G. 1990. Psychologische Intervention. Was lange währt, wird endlich gut? *Forum Kritische Psychologie* 26, 54-75
- Walther, R. 1994. Was ist »nationale Identität«? »Die Zeit«, Nr. 33 vom 12.08.1994, S.28
- Wiesner, C. 1992. *Zum Mythos der »Kulturspezifität« in (psychologischer) Theorie und Praxis. Exemplarische Kritik eines (psychologischen) Konzepts*. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin
- Willen, J. 1994. *Hilfe für an Multiple Sklerose Erkrankte im Spannungsfeld zwischen Bevormundung und Selbstbestimmung. Psychologische Analyse sozialarbeiterischer Tätigkeit in einer therapeutischen Wohngemeinschaft*. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin